EDWARD SANGMEISTER

Methoden der Urgeschichtswissenschaft

Methoden der Urgeschichtswissenschaft

Von

EDWARD SANGMEISTER

Freiburg i. Br.

Inhaltsübersicht

Zielsetzung, Quellen, Prämissen	200
Vergleich und Analogie	201
Vergleichendes Ordnen	202
Vergleich des Einzelfundes mit dem historisch Bekannten	202
Vergleich prähistorischer Einzelstücke untereinander	204
Gleicher Zweck — verschiedenes Material	204
Gleicher Zweck — gleiches Material	206
Funde aus Fundgesellschaften	211
Fundgesellschaft	211
Stratigraphie	213
Horizontalstratigraphie	215
Kulturbild	216
Vergleich von Fundgesellschaften untereinander	218
Formenkreis	218
Formenkreis = Kultur	219
Kombinationsstatistik	220
Kulturwandel	220
Verbreitungskarte	222
Kulturwandel — Kulturbruch	222
Analogisches Deuten	224
Kultureinheit	224
Kulturwandel — Kulturbruch	227
Theorien des Kulturwandels, kritisch dargestellt	231
Grundlagen der Kritik	231
Kulturkreislehre	235
Siedlungsarchäologische Methode	238
Grenzen der Urgeschichtswissenschaft	243

Zielsetzung, Quellen, Prämissen

Es mag geradezu vermessen erscheinen, in einem Aufsatz die Methoden der Urgeschichtswissenschaft behandeln zu wollen. Aber da man gegenwärtig wohl überhaupt noch nicht erschöpfend über das Thema arbeiten kann, dürfte eine Bestandsaufnahme der zur Zeit angewandten Methoden Anregung zu kritischer Besinnung sein, zugleich aber auch der Verständigung der verschiedenen universalhistorischen Disziplinen dienen; beruhen doch viele Mißverständnisse oft nur darauf, daß mangelnde Kenntnis der methodischen Grundlagen den Wahrscheinlichkeitsgrad gängiger Lehrmeinungen über- oder unterschätzen läßt. So habe ich mich zu diesem Beitrag überreden lassen, der nun aber wirklich nicht mehr sein kann und will als eben eine Bestandsaufnahme und sich daher auch nicht mit anderen Arbeiten vergleichbarer Art auseinandersetzt.

„Methode“ sei hier ganz in seinem ursprünglichen Sinne verwendet, als „Weg, der von der Quelle zum Ziel“ führt. Damit soll zugleich die Unabhängigkeit von Theorien festgestellt und versucht werden, die Eigenständigkeit urgeschichtswissenschaftlicher Methoden zu sichern. Denn die Geschichte der Urgeschichtsforschung zeigt, daß alle Methoden von anderen Wissenschaftszweigen übertragen wurden und daß bestehende Unzulänglichkeiten dabei infolge der andersartigen Quellenlage vergrößert wurden. Bei näherer Kenntnis der Gegebenheiten wird klar, daß die gleichen Methoden im Fach selbst hätten entwickelt werden können, jedoch von vornherein der spezifischen Quellenlage angepaßt.

Methode in der einfachen Definition setzt Klarheit über die Zielsetzung und über die Quellen voraus. Quelle für die Urgeschichtswissenschaft ist jede vom Menschen gemachte oder verwendete Sache, die aus schriftloser Zeit stammt und die zerstörenden Kräfte überdauert hat; Ziel der Urgeschichtswissenschaft ist es, die Geschichte jener schriftlosen Zeiten zu erforschen und darzustellen, und zwar in universalgeschichtlichem Sinne, da keinem Teilgebiet menschlicher Lebensäußerungen der Vorzug gegeben wird. Das bringt schon die Eigenart der Quellen mit sich, von denen keine bestimmt war, eine irgendwie historisch gedachte Aussage zu machen. Man hat die Methoden, die derartige Quellen nutzen, um das Bild des Altertums erstehen zu lassen oder zu bereichern, als „archäologische“ bezeichnet und alle Fächer, die sich dieser Methode bedienen, als „Archäologie“. Urgeschichtswissenschaft ist daher „prähistorische Archäologie“ mit historischer Zielsetzung: vom Ziel her also eine historische Disziplin, von Quellen und Methoden her eine „archäologische“.

Die Quellen der Urgeschichte entstammen allen Gebieten, auf denen der Mensch tätig wird, um aus seiner „Unspezialisiertheit“ heraus den wechselnden Anforderungen der umgebenden Natur zu begegnen und seine charakteristisch menschlichen Wesenszüge zu verwirklichen. Es sind alle Leistungen zur Sicherung der Nahrung, zum Schutz gegen Klima und Feinde, aber auch alle Leistungen, in denen sich sein Erkenntnisdrang äußert, sei er auf Beherrschung der Natur gerichtet oder auf die Auseinandersetzung mit den ihn bestimmenden Mächten, die am deutlichsten im Phänomen „Tod“ in Erscheinung treten. Die Art dieser Quellen bedingt, daß ihre unmittelbaren Aussagen die „Kultur“ betreffen, wenn wir diese so verstehen, daß alles vom Menschen Gemachte, also das nicht Natürliche, Kultur ist.

Ziel der Urgeschichtswissenschaft ist also „Kulturgeschichte“ in ihrem übergreifenden Sinn. Ihre einzelnen Teilaspekte werden, der spezifischen Quellenlage entsprechend, dabei ganz unterschiedlich gut erfaßbar sein. Während sich Aussagen über die „materielle Kultur“ fast unmittelbar gewinnen lassen, werden andere Bereiche wie etwa Wirtschaft, Sozialstruktur, Religion oder Politik sehr viel schwieriger erschlossen werden können. Man wird sagen dürfen, daß sie um so besser erforschbar sein mögen, je mehr ihre Wechselbeziehung zur materiellen Kultur geklärt werden kann.

Die unendliche Vielfalt der Quellen wird durch zwei Momente eingeengt, positiv durch die Zielsetzung unserer Disziplin, die nur die historisch verwertbaren Quellenbereiche herauszusieben zwingt, negativ durch die Erhaltbarkeit der verschiedenen Stoffe: Die Urgeschichtswissenschaft arbeitet nicht nur mit dem reduzierten Kulturbestand der „Sachen“, sondern sie muß mit dem gleichsam skelettierten Bestand der durch Natur- oder Menscheneinwirkung nicht oder nur schwer zerstörbaren Sachen auskommen. Es fehlt ihr also nicht allein die schriftliche Äußerung, die dem Historiker zur Verfügung steht, oder die mündliche, die der Ethnologe heranziehen kann, es fehlen ihr auch weitgehend die „Sachen“ aus organischem Material (Holz, Leder, Textilien u. ä.), die wieder dem Ethnologen und dem Volkskundler reiche Aussagen liefern. Es ist dieser Sachverhalt, der den Urgeschichtswissenschaftler veranlaßt, auch im scheinbar unergiebigsten Fragment noch eine Aussage zu suchen. Die oft unvertretbar erscheinende Dokumentation von sich wiederholenden unansehnlichen Objekten entspringt dem Bewußtsein, daß bei verfeinerter Methode einmal auch aus diesen Gegenständen Schlüsse zu ziehen sein werden.

Die einzige Prämisse, mit der jede „Archäologie“ arbeitet und die auch für unsere Methoden gültig ist, ist die, daß zwischen einer vom Menschen gemachten Sache und ihrem Hersteller oder Benützer eine Beziehung besteht, die Aussagen über ihn zu machen erlaubt. Sie ist empirisch gewonnen, aber es ist noch nicht geklärt, welcher Art die Beziehungen im einzelnen sind. Die Ergebnisse etwa der Psychologie zu diesem Fragenkomplex haben noch nicht Eingang in die Kulturwissenschaft gefunden. Hier begnügt man sich mit Vergleich und Analogie. Und es sind diese beiden Möglichkeiten, die auch die „prähistorische Archäologie“ nutzt. Aus der Prämisse nimmt sie dabei überhaupt erst die Rechtfertigung, von „Sachaltertümern“ auf den Menschen und sein Verhalten in Raum und Zeit zu schließen; das Aufsuchen von „gleich“ und „ungleich“ dient ihr zunächst zum Ordnen, Klassifizieren und Systematisieren der Quellen, die Analogie zum Deuten von Sachverhalten. Es wird Aufgabe dieser Darstellung sein, herauszuarbeiten, wieweit das Vergleichen mit seinem höheren Wahrscheinlichkeitsgehalt über die reine Systematisierung der Quellen hinaus nutzbar gemacht werden kann und wo die Analogie mit ihrem verhältnismäßig geringeren Wahrscheinlichkeitsgehalt beginnt.

Vergleich und Analogie

Beim Vergleichen sind zwei große Bereiche zu unterscheiden, die beide ihre Berechtigung haben, jedoch klar zu trennen sind. Einmal kann ein „Fund“ oder „Befund“ als die unbekannte und zu erklärende Sache dem Bekannten gegenübergestellt werden; d. h., er kann mit allem konfrontiert werden, was aus mündlich oder schriftlich überlieferter Erfahrung genau beschrieben und erklärt werden kann. Man kann dadurch dem Gegenstand seinen Platz im Verhältnis zu bekannten Erscheinungen geben.

Damit wird zunächst nur eine Art Illustrierung der unbekannten vorgeschichtlichen Zeiten erreicht und ein erster — meist vorschneller — Analogieschluß ermöglicht. Das etwa war der Stand der Urgeschichtswissenschaft am Anfang des 19. Jh.

Ungleich reicher ist der Gewinn an Aussagen beim Vergleich urgeschichtlicher Funde und Befunde untereinander, da erst dabei die Ordnung und Systematisierung der Quellen erreicht wird und damit die Frage nach den Gründen für „Gleichheit“ und „Verschiedenheit“ der Erscheinungen gestellt werden kann.

Bei Erzeugnissen menschlicher Tätigkeit sind zwei Faktoren von wesentlicher formbestimmender Bedeutung, der angestrebte Zweck und das vorgegebene Material. Die Grenzen, die die Materialeigenschaften und das gerade noch tragbare Minimum an Zweckmäßigkeit setzen, geben den Spielraum ab, innerhalb dessen der schaffende Mensch sich bewegen kann. Diese beiden Momente sollten also primär die Ebenen abgeben, auf denen Vergleiche angestellt werden. Es ergeben sich vier Vergleichsgruppen:

1. Vergleich von Funden gleichen Zwecks und verschiedenen Materials;
2. Vergleich von Funden gleichen Zwecks und gleichen Materials;
3. Vergleich von Funden verschiedenen Zwecks und gleichen Materials;
4. Vergleich von Funden verschiedenen Zwecks und verschiedenen Materials.

Während der Sinn der beiden ersten Vergleichsgruppen ohne weiteres einleuchtet, da beim ersten Vergleich untersucht werden kann, wie ein bestimmter Zweck, erreicht mit verschiedenem Material, zu verschiedenen Formen führt, und beim zweiten die Formenbreite innerhalb des durch Zweck und Material besonders eng gezogenen Rahmens erkannt werden kann, vermag der Sinn der beiden letzten Vergleichsgruppen nicht von vornherein deutlich zu werden. In der dritten Vergleichsgruppe kann immerhin noch die Frage interessant werden, was alles aus einem bestimmten Material gefertigt werden kann; bei der vierten Gruppe ist dann jedoch der Vergleich von allem mit allem möglich und damit kein Sinn mehr gegeben.

Hier und auch schon bei der dritten Gruppe wird aber der Vergleich sofort wieder sinnvoll, wenn eine zusätzliche Vergleichsebene gegeben wird. Wenn z. B. Gegenstände verschiedenen Zwecks und verschiedenen Materials Träger einer Verzierung sind, gibt das Moment „Verzierungsträger“ eine Ebene, die auch diese Vergleichsgruppe sinnvoll macht. Am häufigsten in der Urgeschichtswissenschaft wird aber der Vergleich in Gruppe drei und vier ermöglicht durch das Moment der „Fundvergesellschaftung“. Zusammen gefundene Gegenstände können und müssen miteinander verglichen werden, zumindest muß auch hier die Art ihrer Beziehung zueinander ermittelt werden. Die Tatsache des Zusammenfundes ist hier das den Vergleich rechtfertigende Moment.

Vergleichendes Ordnen

Vergleich des Einzelfunds mit dem historisch Bekannten

Die Gegenüberstellung eines Fundes mit allen historisch bekannten Erscheinungen kann Aussagen über die verschiedensten Seiten des Verfertigers und des Benutzers eines Gegenstandes machen. Das läßt sich an einem Beispiel am besten erläutern:

Nehmen wir einen Gegenstand (Abb. 1, S. 203), von dem wir annehmen wollen, wir kennen weder seinen Fundort noch seine Fundgesellschaft, etwa ein verziertes Bronzeschwert. Die Bezeichnung „Schwert“ ist schon ein vorweggenommenes Vergleichsergebnis, ja eigentlich das Resultat eines unzulässigen vorschnellen Analogieschlusses. Denn wir können ja nur sagen, daß hier ein Gegenstand aus Bronze vorliegt, der einem Schwert historisch bekannter Form ähnlich sieht; und zwar ist diese Ähnlichkeit größer als die zu jedem anderen bekannten Gegenstand. Trotzdem ist nicht voll beweisbar, daß es sich um ein „Schwert“ handelt, da nicht gesichert ist, ob der Gegenstand als Schwert, also als Waffe, benutzt wurde oder benutzt werden sollte. Seine Funktion konnte eine ganz andere sein, wie heute etwa „Dolche“ als Brieföffner dienen. Die primär die Funktion meinende Bezeichnung „Schwert“ ist hier in Analogie zur häufigsten Funktion des ähnlichsten historisch bekannten Gegenstandes gewählt worden. Es ist also das Mengenkriterium entscheidend gewesen. Man muß sich dieses Schrittes bewußt bleiben, um bei weitergehenden Schlüssen die Möglichkeit von Fehlern gegenwärtig zu haben.

Sieht man von dieser, allerdings großen Unsicherheit ab, kann man noch eine ganze Menge Aussagen machen: Einmal kann man aus der Kenntnis des Materials und seiner physikalisch-technischen Eigenschaften, seinen Möglichkeiten und Grenzen den handwerklichen Kenntnisstand des Verfertigers erschließen: Er muß den Bronzeuß in einem ganz bestimmten Maße beherrscht haben, wobei man auf ganz bestimmte Vorstufen zurückschließen kann, wenn man die aus Erfahrung gewonnene Erkenntnis nutzt, daß kein historisch bekanntes technisches Verfahren vollkommen fertig in Erscheinung tritt,

Abb. 1: Bronzeschwert aus dem Hortfund von Apa, Siebenbürgen. Umzeichnung nach R. Hachmann. (Nachweis der Abbildungen am Schluß des vorliegenden Beitrags.)

daß vielmehr alle technischen Methoden eine Entwicklung durchlaufen haben. Aus der Tatsache, daß Bronze verwendet wurde, ist zu schließen, daß der Hersteller Zugang zu Kupfer und Zinn besaß. Da beide Metalle (oder ihre Erze) nur ganz selten im gleichen geographischen Raum zusammen vorkommen, ist der Hersteller des „Schwertes“ an Handelsverbindungen angeschlossen gewesen, die ihm beide Materialien zugänglich machten; in den Produktionsgebieten des Kupfers und des Zinns ist ein — irgendwie gearteter — Bergbau vorauszusetzen. Der Grad an Spezialkenntnissen, der für die Herstellung des „Schwertes“ erforderlich war, macht es unwahrscheinlich, daß es vom Benutzer im Hausfluß hergestellt wurde; Arbeit eines Handwerkers für einen Abnehmer (Auftraggeber oder Käufer) ist plausibler. Es ergibt sich der Schluß auf Arbeitsteilung und soziale Trennung.

Nimmt man die — wahrscheinlichste — Deutung als Waffe an, gewinnt man einen weiteren Hinweis aus der Tatsache ihrer Verzierungen: sie hatte für den Benutzer und erschlossenen Auftraggeber nicht allein die Bedeutung, zweckmäßige Kampfmaschine zu sein, sondern war zugleich Schmuck oder gar durch einen Symbolgehalt der Verzierung besonders wirkungsvoll. Eine Untersuchung der Verzierung im einzelnen kann noch Aussagen über das erbringen, was als „schön“ empfunden wurde oder als Symbol in Verbindung mit dem Träger gesehen werden mußte. Beim vorliegenden Beispiel wäre eine Bindung der Zierelemente an den jeweiligen Formteil auffallend — Spiralmuster auf das geschweifte Klingenblatt komponiert, rectilineare Verzierung auf den steifen Griffteil —, so daß ein ganz bestimmtes Gefühl für Verzierung im Verhältnis zu verziertem Gegenstand festgestellt werden kann.

Die Aussagen des Einzelstücks in Gegenüberstellung zum historisch Bekannten geben also schon sehr viele Aufschlüsse über das Kultur-niveau, in das der Gegenstand gehört; aus der zu erschließenden technischen Entwicklungszeit wäre ein relativer Zeitansatz insofern zu gewinnen, als man ihn nicht als das älteste von Menschen gemachte Schwert ansehen möchte. Aber eine wirklich kulturhistorische Aussage läßt er nicht zu, außer der, daß er keinem historisch bekannten Stück hinreichend ähnlich ist, um in die historischen Kulturbereiche eingeordnet werden zu können. Er gibt also nur an, daß in vorgeschichtlicher Zeit alle jene Errungenschaften technischer, wirtschaftlicher und sozialer Art vorhanden waren, die wir oben erschlossen. Wann aber und wo in der schriftlosen Zeit, das vermag der Fund nicht zu sagen.

So enthält diese Art von Vergleich für den Urgeschichtswissenschaftler nur mehr die Möglichkeit, die Beziehung zwischen Gegenstand und Menschen deutlich werden zu lassen, nicht aber eine historische Aussage zu gewinnen, da diese ja Kenntnis seiner Position in Zeit und Raum voraussetzt. Erst wenn Kriterien für diese Bereiche hinzuge-wonnen werden, können die so wichtigen Einzelbeobachtungen und -schlüsse historisch verwertet werden.

Diese Notwendigkeit war den Sammlern und Historikern des 18. und beginnenden 19. Jh. nicht völlig klar, da für sie die Ausdehnung der schriftlosen Zeit nicht bekannt, ja ihre Existenz vor der Zeit mit schriftlicher Überlieferung nicht einmal selbstverständ-

lich war. Schriftlose Kulturen und Völker existierten neben denen mit schriftlicher historischer Überlieferung, und nur ihnen konnte man unbekannte Funde und Erscheinungen zuweisen. Also benutzte man diese auch gleichsam nur zum Ausmalen des von den antiken Autoren so undeutlich gezeichneten Bildes. Dieses um historische Züge zu bereichern, war nicht angestrebt. Aber die seinerzeit selbstverständliche Zuweisung von Funden an Germanen, Kelten usw. hat nachwirkend manche Verwirrung gestiftet, da man sich der Situation in der Zeit der Zuweisung nicht bewußt blieb. Heute kann der Direktvergleich von Funden mit historisch bekannten Erscheinungen nicht weiter führen, als wir oben skizzierten.

Vergleich prähistorischer Einzelstücke untereinander

Der Vergleich von Gegenständen gleichen Zwecks, aber verschiedenen Materials führt zu der Untersuchung, in welchem Material sich der angestrebte Zweck am besten erreichen läßt. Ganz ähnlich wie beim zuerst behandelten Beispiel ist dabei jedoch die Bestimmung des Zwecks mit gewissen Unsicherheiten behaftet, da der Zweck ja erst aus einem Vergleich der Form mit bekannten Formen erschlossen werden muß. Wenn wir also gewisse Gegenstände aus Stein als „Steinbeile“ bezeichnen, obwohl die für das Beil wichtige Schäftung nicht erhalten ist, dann geschieht das mit dem stillschweigenden Zugeständnis, daß der gleiche Gegenstand auch ein ungeschäfteter „Keil“ gewesen sein kann. Denn Beil und Keil haben ja die gleiche Funktion des spaltenden Schlages; beim Keil ist die spaltende Klinge und der Wucht erzeugende Schlagarm getrennt, beim Beil ist durch die Schäftung beides verbunden. Wenn die Beilschäftung aber derart war, daß die „Spaltklinge“ in die Schäftung und nicht die Schäftung in die „Spaltklinge“ eingesetzt war, ist Spaltklinge des Keils und des Beils nicht unterscheidbar.

Für den Vergleich stehen uns nun, um beim Beispiel Beil zu bleiben, Spaltklingen aus sogenanntem „Felsgestein“, aus Feuerstein, aus Kupfer, aus Bronze, aus Eisen (evtl. Stahl) und aus Knochen zur Verfügung. Die Untersuchung des Verhältnisses von Material und Zweck unter dem Gesichtspunkt der vollkommenen oder weitestgehenden Zweckentsprechung hat die Materialeigenschaften zu berücksichtigen, und zwar in zweierlei Hinsicht: Welche Eigenschaften eines vorgegebenen Materials kommen dem Zweck eines spaltenden Schlaggerätes am weitesten entgegen? Und welche Ansprüche stellt ein Material an die handwerklichen und technischen Fähigkeiten des Menschen?

„Felsgestein“ ist relativ weich; es ist durch Bestoßen mit einem anderen Stein in eine Form zu bringen und kann durch Schleifen auf einer Steinplatte glatt gemacht und mit einer scharfen Schneide versehen werden. Das Material braucht also keine anderen handwerklichen Kenntnisse, als beim unmittelbaren Umgang mit Stein erworben werden können. Das meist körnige Material bewirkt aber, daß auch eine scharf geschliffene Schneide sehr bald stumpf wird. Der Nutzeffekt ist gering.

Feuerstein ist glasartig hart, er hat auch glasähnliche Eigenschaften. Er kann mit Schlag und Druck durch Absprengen von Splittern in eine Form gebracht werden, er ist auch durch Schleifen zu glätten. Die geschlagene oder geschliffene Schneide wird extrem scharf, neigt aber wegen der glasähnlichen Konsistenz des Materials zum Ausplittern. Der Nutzeffekt ist höher als beim Felsgestein, aber die Bearbeitung setzt längere Übung und gute Kenntnis der Materialeigenschaften voraus. Feuerstein ist in seinem Vorkommen regional sehr viel stärker beschränkt als „Felsgestein“.

Kupfer ist ein relativ weiches Metall, das durch Kalt- oder Warmschmieden oder durch Schmelzen und Gießen in die gewünschte Form gebracht werden kann. Um eine Spaltklinge herzustellen, genügt das gediegene Naturkupfer nicht, da es zu selten in hinreichend großen Stücken vorkommt. „Kupferbeile“ setzen also voraufgehende Arbeits-

prozesse voraus: Erzsuche, Erzschnmelze, Rohguß, Schmieden, also einen komplizierten Arbeitsprozeß, der ohne Arbeitsteilung kaum denkbar ist. Wegen der Formbarkeit und Zähigkeit des Kupfers kann der Körper der Spaltklinge dünner und wirksamer gemacht werden, die erreichbare Schneidenschärfe ist ebenso hoch wie beim Feuerstein, die Abstumpfung tritt jedoch schneller ein.

Für Bronze gilt fast das gleiche wie für Kupfer, nur ist der Arbeitsprozeß noch komplizierter, da die Zinnengewinnung und der Zinnhandel hinzukommen. Die Formbarkeit ist größer, ebenso die erreichbare Schneidenhärte. Bronze stumpft nicht so leicht ab, ist aber spröder und daher nicht so bruchfest wie Kupfer. Das Verhältnis Bronze-Kupfer entspricht etwa dem von Feuerstein-Felsgestein.

Eisen ist in der Produktion noch schwieriger, dafür aber weiter verbreitet und — einmal metallisch dargestellt — durch Heißschmieden sehr gut formbar. Mit Abschrecken in Wasser erreicht Schmiedeeisen große Schneidhärte bei gleichzeitiger Elastizität. Abstumpfen kann durch Schleifen sparsamer und besser ausgeglichen werden als bei Bronze.

Knochen sind durch Schleifen und Schneiden recht leicht zu bearbeiten, doch sind Knochen von genügender Größe nicht so zahlreich, daß damit eine ausreichende Produktion gesichert werden könnte. In ihrem Nutzeffekt stehen Spaltklingen aus Knochen etwa Steinbeilen gleich.

Der Vergleich zeigt eine Reihe, bei der vom Weichstein (und Knochen) bis zum Eisen der Nutzeffekt ständig steigt, zugleich aber auch die Ansprüche an die Kenntnisse des Handwerkers ständig entsprechend wachsen. Es kann festgestellt werden, daß Eisen- und Bronzebeile von Menschen mit weiterentwickelter Technik gemacht und gebraucht wurden als Stein- oder Knochenbeile. Das gleiche kann man nicht unbedingt von Eisenbeilen im Verhältnis zu Bronzebeilen sagen. Und es wäre aus dieser vergleichenden Ordnung der Funde nicht ohne weiteres zulässig gewesen, eine Stein-, eine Bronze- und eine Eisenzeit zu erschließen. Freilich kam helfend hinzu, daß das System in Europa aufgestellt wurde, wo man zeigen konnte, daß für Waffen und Geräte in historischer Zeit nur Eisen verwendet wurde. „Prähistorische“ Eisengeräte konnten diesen dann also nur unmittelbar vorausgehen; und wenigstens als Einteilungs- und Ordnungsprinzip konnte man dann Bronze und Stein für früherliegende Epochen wählen. Verfehlt wäre aber der Anspruch auf Allgemeingültigkeit des Dreiperiodensystems, da Entdeckung der Eisengewinnung unabhängig von der Kupfergewinnung denkbar ist und schon gar nicht die Legierungserfahrung der Bronzeherstellung zur Voraussetzung hat. Das in der ersten Hälfte des 19. Jh. sich entwickelnde Fortschrittsdenken und die Nachwirkung antiker Vorstellungen (etwa des Lukrez) mögen aber bei der Aufstellung des Dreiperiodensystems mitbestimmend gewesen sein; Tradition und Denkmodell verhinderten also, sich über die Lücken im Beweis mit den Quellen allein klar zu werden. Der Vergleich der Funde selbst untereinander und ihre Gegenüberstellung zum historisch Bekannten erlaubt zwar die Feststellung zunehmender Zweckmäßigkeit in der Reihe Stein-Bronze-Eisen, zwingt aber weder zu dem Schluß, daß Steinbeile nicht mehr hergestellt wurden, als man Bronzebeile kannte, noch auch dazu anzunehmen, alle Stufen der Entwicklung hätten überall durchlaufen werden müssen. Der erste große Fortschritt des vorigen Jahrhunderts in Richtung auf eine historische Erfassung der Vorzeit durch Erstellung der ersten groben relativen Chronologie des Dreiperiodensystems hat also heute viel von seiner Bedeutung verloren; ja er wirkt hemmend, weil die Begriffe „Stein-“, „Bronze-“ und „Eisenzeit“ als Epochenbezeichnungen in das Allgemeinwissen eingegangen sind und nun der Auswertung der Beobachtung im Wege stehen, daß es Steingeräteulturen noch in der Neuzeit gibt oder gab. Verliert aber das Dreiperiodensystem seine geographische Allgemeingültigkeit, so bleibt seine Gültigkeit kleinräumig doch bestehen und damit auch die Aufgabe, den oben dargestellten Vergleich von Gegenständen gleichen Zwecks, aber verschiedenen Materials weiter zu nutzen.

Einen Schritt weiter führt der Vergleich von Funden und Befunden gleichen Zwecks und gleichen Materials. Hier wird der Spielraum deutlich, in dem sich die menschliche Gestaltungskraft bewegen kann; aber gerade dadurch werden an den Erzeugnissen menschlicher Arbeit die Züge deutlich, die eine besonders enge Beziehung zum schaffenden Menschen haben, da sie weder durch den Zweck noch durch das Material vorgegeben sind.

Bleiben wir auch hier beim Beispiel der „Spaltklinge“, und zwar bei jener aus Feuerstein, beim Feuersteinbeil. Die Grenzen des Materials sind für alle gleich, höchstens hinsichtlich der absoluten Größe der Stücke gibt es Schwankungen nach der Größe der zugänglichen Feuersteinknollen; auch verhindert die Sprödigkeit des Materials eine völlige Ausnutzung der vom Zweck belassenen Spielraumbreite. Denn die vom Zweck gesetzten Grenzen sind insofern abgesteckt, als die „Spaltklinge“ eine Schneide hat, die am Klingenkörper so angebracht sein muß, daß dieser ihr beim Schlag die Wucht verleiht; sie muß also senkrecht zum Klingenkörper stehen. Dabei läßt die Anordnung senkrecht oder parallel zur Front des Schlagenden zwischen zwei Grundformen unterscheiden, zwischen „Beil“ und „Querbeil“ (engl.: *axe* — *adze*). Diese letztgenannte Unterscheidung kann aber nur bei erhaltener Schäftung getroffen werden, da dem „Keil“ nicht anzusehen ist, in welcher Position der Schlagende zu ihm stand oder stehen sollte. Abgesehen von diesen Einschränkungen läßt der Zweck auch für die Schneide noch recht großen Spielraum: sie kann als gerade Linie rechtwinklig oder schräg zum Klingenkörper stehen, sie kann vom schwachen Kreisbogen alle Zwischenformen bis zum Halbkreis, ja darüber hinaus einnehmen, sie kann durch den Schliff symmetrisch oder asymmetrisch im Verhältnis zur Mittelachse des Klingenkörpers angebracht sein. Hinsichtlich des Klingenkörpers selbst hat der Verfertiger die größte Freiheit, da er nur jene Zweckgrenzen zu beachten hat, die sich aus der Schäftung in einen Holzarm (beim Beil) oder aus der Notwendigkeit einer Aufschlagfläche (beim Keil) ergeben. Umriß, Querschnitt und Oberflächenbehandlung des Klingenkörpers sind sehr weitgehend in sein Belieben gestellt.

So hat der Steinbeilverfertiger die Wahl zwischen einer Reihe von Umrißformen, etwa dreieckig, trapezförmig, rechteckig, langoval; der Querschnitt kann rund, rundoval, langoval, spitzoval, rechteckig in verschiedenen Proportionen sein. Schließlich kann die der Schneide gegenüberliegende Seite (*terminus technicus*: „Nacken“) verschieden gebildet werden: sie kann spitz (etwa bei dreieckigem Umriß) oder gratförmig, rechteckig oder gewölbt sein. Doch steht die Ausbildung dieser sogenannten „Nackenpartie“ in engem Zusammenhang mit einer eventuellen Schäftung. Für die Ordnung und den Vergleich ist das aber zunächst belanglos, da es ja erst einmal festzustellen gilt, welche der möglichen Formen wirklich und wie oft hergestellt wurden. Zusätzlich kann man dann noch nach der Bearbeitungstechnik unterscheiden, ob ein Beil nur durch Schlag oder Druck oder auch durch Schliff bearbeitet wurde.

Im norddeutsch-südkandinavischen Raum, einem Hauptverbreitungsgebiet von Feuersteinbeilen, hat man vier Grundformen feststellen können, andere kamen sehr selten oder gar nicht vor. Man hat dreien dieser Formen die Namen „spitznackiges“, „dünnnackiges“ und „dicknackiges“ Feuersteinbeil gegeben und dazu noch das sogenannte „Kernbeil“ gestellt. In der Benennung der ersten drei Formen war die Form des Nackens als unterscheidendes Kriterium gewählt, bei der letzten die Form der Bearbeitung, da es durch Schlag oder Druck aus einem Feuersteinkern gearbeitet ist. Stellen wir die Formkriterien der vier Beilformen stichwortartig zusammen (Abb. 2):

Kernbeil: Langovaler Umriß mit stark gebogener schmaler Schneide und spitzem Nacken; Querschnitt hoch asymmetrisch-spitzoval; nur geschlagen.

Spitznackiges Beil: Etwa dreieckiger Umriß mit flachgebogener breiter Schneide und spitzem Nacken; Querschnitt flach symmetrisch-spitzoval; geschlagen.

Abb. 2: Typologische Reihe nordischer Feuersteinbeile: Kernbeil, spitznackiges, dünnackiges und dicknackiges Beil. Umzeichnung nach G. Schwantes.

Dünnackiges Beil: Etwa rechteckig mit flachgebogener breiter Schneide und gratförmigem Nacken von etwa gleicher Breite wie die Schneide; Querschnitt rechteckig mit schwach gewölbten längeren Seiten; meist geschliffen.

Dicknackiges Steinbeil: Rechteckiger bis leicht trapezförmiger Umriss mit breiter Schneide und schmalrechteckigem bis breitrechteckigem Nacken; Querschnitt rechteckig; geschliffen, nur unfertige Stücke ungeschliffen in behauenen Zustand.

Aus der Fülle der Möglichkeiten, ein Feuersteinbeil herzustellen, hat man in dem untersuchten Gebiet also nur vier Formen mit genau beschreibbaren Kriterien gefertigt. Das ist angesichts der vielen Tausende von bisher gefundenen Feuersteinbeilen eine erstaunliche Feststellung, die unsere Aussage über den Menschen der Vorzeit in Nord-europa erheblich zu erweitern erlaubt: Obwohl der Hersteller von Feuersteinbeilen die Freiheit besaß, eine Fülle von Kombinationen der möglichen Formelemente zu schaffen, hat er sich auf vier beschränkt. Warum hat er z. B. nicht die naheliegende Form mit gratförmigem („dünnem“) Nacken und spitzovalflachem Querschnitt gewählt? Eine positive Antwort ist hier nicht zu geben, wohl aber die, daß Kräfte gewirkt haben müssen, die ihn hinderten, diese Form zu wählen. Die große Zahl gefundener Feuersteinbeile, die ja wiederum nur einen Bruchteil der ehemals hergestellten ausmachen, und ihre Streuung über einen großen geographischen Bereich schließen es aus, daß alle Beile von wenigen oder gar nur einem Handwerker gemacht wurden. Wenn aber eine Vielzahl von Feuersteinbearbeitern in einem bestimmten Raum während einer unbekannt langen Zeit Feuersteinbeile von nur vier Formen herstellten, kann man schließen, daß die Kräfte, die hier die Formauswahl bestimmten, stärker waren als der individuelle Gestaltungswille des Einzelnen. Wenn wir dabei an die prägende Kraft von Handwerks-tradition oder ganz allgemein der Gesellschaft denken, nutzen wir im Grunde die Analogie zu historisch bekannten Verhältnissen und übernehmen die Theorie von der

Prägung des Menschen durch die Umwelt der Gesellschaft. Das ist gewiß zulässig, aber nur soweit und solange die Theorie nicht durch eine gewichtigere ersetzt wird. Es bleibt aber unangefochten die Feststellung, daß der prähistorische Mensch in Nordmitteleuropa und Südsandinavien nicht alle Möglichkeiten des Feuersteinbeiles genutzt hat und daß dafür Gründe verantwortlich gemacht werden müssen, die im Menschen selbst liegen.

Weiter bleibt die Frage offen, ob die vier Formen vier verschiedene Handwerkstraditionen spiegeln, die gleichzeitig nebeneinander wirkten, oder ob vier Stufen einer sich graduell ändernden Tradition erfaßt werden, oder ob schließlich beides miteinander verquickt ist.

Als man in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zum erstenmal den Vergleich von Gegenständen gleichen Zwecks und gleichen Materials bewußt und konsequent anstellte, entschied man sich für die zweite Möglichkeit. Man arbeitete beschreibend und vergleichend „Typen“ heraus, die durch eine Vielzahl von Kriterien definiert waren und durch ihre Häufigkeit als nicht individuelle Einzelleistungen herausgehoben waren. Dann ging man aber einen Schritt weiter und stellte aus den Typen Typenreihen auf, bei denen jedem Typus nur ein bestimmter unverwechselbarer Platz in der Reihe zukam. Man stand unter dem Einfluß der Entwicklungslehre und wandte sie bewußt auf die „Produkte menschlicher Arbeit“ an. Entgegen kommt einer solchen Beobachtung zweifellos die Feststellung, daß es eine Formentwicklung gibt und daß bei neuentwickelten Formen häufig noch Einzelheiten älterer Formen beibehalten werden, auch wenn sie keinen Bezug mehr zum Ganzen haben. Bei technischen Neuerungen bedeutet das oft, daß man nicht vom alten Bild loskommt. O. Montelius, der Begründer der „typologischen Methode“¹, illustrierte das z. B. an einer Typenreihe von Eisenbahnwagen des 19. Jh., deren älteste noch starke Postkutschenreminiszenzen zeigten. Wir könnten heute etwas Ähnliches für die Entwicklung des Autos aufzeigen. Wenn solche sinnlos gewordenen Formteile dann gar nur noch ornamental verwendet werden, zeigt sich Abstand und Beziehung zum Älteren besonders deutlich. Hier schien eine sehr gute Parallele zum „Rudiment“ in biologischen Entwicklungsreihen gegeben, und wie dort wird es in der „Typologie“ dazu benutzt, um einem Typus den Platz in der Reihe zu geben.

Ergebnis dieser Beobachtung und ihrer Parallelisierung mit biologischen Reihen war die Auffassung, typologische Reihen spiegelten eine Entwicklung wie die von Reihen der Tier- und Pflanzenwelt, sie seien Ausdruck einer Gesetzmäßigkeit. Man begnügte sich nicht damit, aus dem Platz des Typus in der Reihe eine Aussage über „früher“ oder „später“ im Verhältnis zu anderen Typen zu gewinnen, man nahm vielmehr auch das Prinzip der Entwicklungsdauer mit an. Jeder Schritt mußte eine lange Vorbereitungszeit haben; war er getan, dann beharrte die Entwicklung auf der erreichten Stufe, bis sie zum nächsten Schritt „reif“ war. So kam man zu „Stufen“ einer typologischen Entwicklung.

Für unser Beispiel heißt das: das älteste Feuersteinbeil ist das Kernbeil, von dort ist nur der Schritt zum spitznackigen Beil möglich, da beide einander am ähnlichsten sind; der nächste Schritt kann aus den gleichen Gründen nur zum dünnackigen Beil führen, der letzte zum dicknackigen. Die Reihe ist als solche plausibel, sie könnte aber — ließe man die Fortschrittsvorstellung beiseite — auch umgekehrt werden. Schwieriger wäre es aber, sie irgendwie anders zu ordnen. So ergaben sich also unter Zuhilfenahme der

¹ O. Montelius, Sur les époques de l'âge du bronze en Suède, in: Cong. intern. préh. à Bologne 1871 (Bologna 1873); ders., Den förhistoriska fornforskarens metod och material, in: Antikvarisk Tidskrift 8 (Kopenhagen 1884); ders., Typologien eller urvecklingsläran, in: Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift 10 (1899); ders., Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa, 1. Die Methode (Stockholm 1903).

Entwicklungslehre (einer biologischen Theorie!) und ihrer Tochter, der „typologischen Methode“, vier Stufen einer Entwicklung des nordischen Feuersteinbeils und der dazugehörigen Zeit, der „Steinbeilzeit“, die innerhalb der „Steinzeit“ als jüngerer Abschnitt erkannt war. Man hatte damit für Norddeutschland und Südsandinavien eine relative Chronologie, die die jüngere Steinzeit in die vier Zeitstufen des Kernbeils, des spitznackigen, des dünnackigen und des dicknackigen Feuersteinbeiles aufteilte.

Wir sahen aber, wie wenig gesichert diese Erklärung ist, da bei Zuhilfenahme der modernen Theorie von der Prägung und Traditionsbildung der Gesellschaft eine ganz andere Lösung möglich wird: Es können grundsätzlich vier gleichzeitig wirksame Traditionen erfaßt sein. Das wäre eine extrem andere Deutung des Befundes. Dem scheint das Bild der Reihe zu widersprechen. Aber ist diese denn so sicher? Wir hatten schon gefragt, warum es nicht die Form mit gratförmigem Nacken und flach-spitzovalem Querschnitt gebe. Sie sollte man eher erwarten als den Übergang vom spitznackigen zum dünnackigen Beil, die mehr als nur einen Schritt auseinanderzustehen scheinen. Man hat die Reihe mit der technischen Verbesserung der Schäftbarkeit begründen wollen; da der spitze Nacken leichter in das Schäftungsholz eindringe als der gratförmige, und dieser wiederum leichter als der dicke (flächige) Nacken, sei durch die Nackenänderung die Gefahr der Schäftungsspaltung immer geringer geworden. Auch dies Argument ist nicht stichhaltig, da mit Schäftung gefundene Beile zeigen, daß der Nacken ohnehin aus dem Holz herausragte, also gar nicht mehr spaltend wirken konnte.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, das Für und Wider der typologischen Methode eingehend zu erörtern. Es genüge festzustellen, daß man bei der Übertragung einer biologischen Erkenntnis auf die Kulturwissenschaft hätte fragen müssen, wieweit wirklich die Anwendbarkeit geht. Es besteht kein Zweifel, daß der Mensch nicht ganz frei in seinen Handlungen ist; aber geht das so weit, daß das, was er schafft, ganz einem Naturgesetz unterliegt, das nur ganz bestimmte Einzelschritte zuläßt?

Doch wohl nicht! Die Bindung des Menschen an Naturgesetze bezieht sich wohl ganz eindeutig etwa darauf, daß er physiologisch mit den höheren Säugern zusammengesehen werden muß, weiterhin hat er wohl gewisse grundlegende Verhaltensweisen „von Natur“, die z. B. auch seine Stellung innerhalb der von ihm selbst geformten Gesellschaft z. T. mitbestimmen. Die Tatsache allein, daß er in seinem Verhalten „gesellschaftsbezogen“ ist, schränkt seine völlige Handlungsfreiheit, auch die beim Schaffen von Kulturleistungen, ein. Insofern unterliegen also auch die „Produkte menschlicher Arbeit“ einem Naturgesetz. Dies ist aber nicht unmittelbar aus den „Produkten“ ablesbar, wie es die Begründer und Verfechter der typologischen Methode wollten, vielmehr nur auf dem Wege der Analyse des Verhaltens des Menschen in der Gesellschaft. Es gilt also, in jedem Einzelfalle erst zu klären, inwieweit der einzelne Schaffende — also etwa bei der Herstellung eines bestimmten Typus von Feuersteinbeil — einer Tradition seiner Gemeinschaft folgte und ob, warum und wann er von der traditionellen Form abwich. Wenn man die Aufgabe so sieht, bleibt zwar die „Entwicklung“ auch der „Produkte menschlicher Arbeit“ weiterhin gültig, aber es gibt keinen Anspruch mehr auf Zwangsläufigkeit in der Abfolge der „Schritte“ und noch weniger auf Entwicklungsdauer. Wie rasch die Schritte aufeinander folgten, wie viele etwa „scheinbar“ gleichzeitig getan wurden, ist erst zu erforschen; das Entwicklungstempo ist nicht konstant, es ergeben sich demnach auch keine zwangsläufigen Stufen fester Größenordnung.

Wenn wir in unserem Beispiel feststellten, daß aus einer größeren Zahl möglicher Formen nur eine begrenzte Auswahl wirklich hergestellt wurde und sich immer wiederholte, und wenn wir diese Tatsache aus der traditionsbildenden Wirksamkeit einer menschlichen Gemeinschaft erklärten, dann gaben wir damit zugleich zu, daß jede ausgewählte Form Ausdruck einer getrennten Tradition sein könne. Das würde bedeuten, daß es in vorgeschichtlicher Zeit in Nordeuropa vier verschiedene Handwerkstraditionen

Abb. 3: Typologische Reihe bronzener Lappen- und Tüllenbeile. Zusammengestellt und umgezeichnet nach H. Müller-Karpe.

zur Feuersteinbeil-Herstellung gegeben habe. Wenn wir also einerseits die relativ-chronologische Ausdeutung des Vergleichsergebnisses angriffen und sie nur als eine von mehreren möglichen hinstellten, erhalten wir durch eine andere Ausdeutung, eben die der verschiedenen gleichzeitigen Traditionen, eine andere Ergebnismöglichkeit: Wir schließen auf das Vorhandensein mehrerer wirksamer Gesellschaften, damit auf die Existenz mehrerer Entwicklung treibender Zentren und die Möglichkeiten gegenseitigen Kontaktes, Gedanken- und Formenaustauschs. Kontakt, Einfluß und Wechselbeziehungen sind aber auch Erklärungsmöglichkeiten für Vieles, was in der Typologie als „Rudiment“ für den Platz eines Typus in der Typenreihe beweisend sein sollte.

Wenn z. B. Bronzebeile mit einer Tülle als Schafthalterung eine Verzierung tragen, die Schaftlappen ornamental darstellt, dann wurde das von den Typologen so gedeutet, daß das „Lappenbeil“ das ältere sei, es folge das Tüllenbeil mit ornamentalen (rudimentären) Lappen, endlich das Tüllenbeil ohne Lappenornament (Abb. 3). Das ergab drei Entwicklungsstufen. Der gleiche Befund wäre aber auch folgendermaßen zu deuten: Gesellschaft A entwickelt das Bronzebeil mit Lappenschäftung, Gesellschaft B das Beil mit Tüllenschäftung: Gesellschaft A übernimmt die technische Lösung der Tüllenschäftung, überträgt aber die Schaftlappen ornamental auf die Tülle, weil man sich von der Tradition (d. h. hier: dem gewohnten äußeren Bild!) noch nicht ganz zu lösen vermag. Die relativchronologische Ausdeutung wäre dann: Lappenbeil A und Tüllenbeil B allgemein gleichzeitig, Lappenbeil A hört früher auf als Tüllenbeil B, da es durch das Tüllenbeil mit Lappenzier ersetzt wird. Auch eine dritte Lösung wäre durchaus noch denkbar: Handwerker, die Tüllenbeile herstellen, lernen Lappenbeile kennen und übernehmen deren äußere Merkmale als Ornament. Diese Lösung hat von den nunmehr drei Vorschlägen die geringste Wahrscheinlichkeit.

Auch das Argument des „Rudimentes“ ist also nicht in sich stichhaltig, da man — ungleich der Biologie — erst beweisen muß, daß ein „Rudiment“ im entwicklungsgeschichtlichen Sinne vorliegt. Im Falle Postkutsche—Eisenbahnwagen war das eindeutig, weil die chronologische Position beider Formen bekannt war. Aber durch die

„typologische Methode“ sollte ja erst Chronologie gewonnen werden! Hier müßten also Argumente der Chronologie herangezogen werden, die nicht typologisch und nicht durch die Deklaration eines Details als „Rudiment“ gewonnen wurden, um die Typologie chronologisch nutzbar zu machen. Dann aber ist sie als Methode unsinnig.

Ablehnung der „typologischen Methode“ beinhaltet nicht Ablehnung des Vergleichs von Gegenständen und Befunden gleichen Zwecks und gleichen Materials. Dieser Vergleich ist vielmehr nach wie vor unabdingbare Voraussetzung aller archäologischen Arbeit, da er erst die scharfe Erfassung von Kriterien und damit Definition erlaubt. Er ist das, was heute häufig als „Typographie“ bezeichnet wird, jene Seite der „Typologie“, die nicht mit der Theorie der Entwicklungslehre in ihrer krassen Form gekoppelt ist.

Die vergleichende Arbeit mit den Quellen führt eindeutig nur bis zur Aufstellung der Typen und der Konstatierung der mehr oder weniger großen Nähe der Typen im Verhältnis zueinander. Die Typenreihe kann dabei eines von mehreren möglichen Ergebnissen sein. Sucht man eine Erklärung für die Beziehung zwischen zwei oder mehreren Typen, gibt es verschiedene Möglichkeiten je nachdem, welchen Argumenten man größeres Gewicht beimißt. Unsere Kritik an der Übernahme des entwicklungsgeschichtlichen Denkschemas in die „typologische Methode“ mag gezeigt haben, wie zeitgebunden diese Methode war. Sie muß uns zugleich warnen, nun die gegenwärtig übliche Erklärung durch die „traditionsbildende Gesellschaft“ allein gelten zu lassen. Sie ist sicher in anderer Weise zeitgebunden. Das schließt nicht aus, mit dieser Erklärung heute die Deutung prähistorischer Typenbeziehungen zu versuchen. Es darf aber das Bewußtsein jener Grenze nicht verwischt werden, bis zu der unsere Aussagen sicher sind und von wo ab sie zeitgebundener Deutung entstammen. Die Beobachtung des Wandels kulturhistorischer Denkschemata muß davor schützen, noch einmal einem von ihnen den Wert eines Naturgesetzes zu geben, wie es wenigstens bei der Übertragung der Evolutionstheorie auf die Typologie in der Urgeschichtswissenschaft der Fall war.

Funde aus Fundgesellschaften

Waren die bisher dargestellten Vergleiche und die an sie angeschlossenen „Methoden“ vorwiegend vom gefundenen Gegenstand ausgegangen und nur sekundär auf Befunde (etwa „Typologie der Grabformen“) übertragen worden, so wertet die zusätzliche Vergleichsebene der Fundgesellschaft vorzüglich den „Befund“ aus. Die Fundumstände werden hinsichtlich des Grades an Zusammengehörigkeit der Funde von besonderer Bedeutung, da sie erlauben, sonst gar nicht oder kaum vergleichbare Gegenstände zueinander in Beziehung zu setzen. Mit der Verlagerung des Gewichtes vom Fund auf den Befund steigt der Wert der Ausgrabung und ihrer Dokumentation, da sie den „Befund“ sicherstellen muß.

Durch Ausgrabung können alle jene Kulturleistungen des Menschen in Resten erforscht werden, die in irgendeiner Form in die Erdoberfläche eingegriffen haben oder über ihr unzerstörbare Reste hinterließen. Das gilt sowohl für absichtliche Anlagen wie Gräber und Bauwerke, wie für nebenabsichtliche Eingriffe wie etwa Lehmgruben, Steinbrüche u. ä., die nachträglich Sammelbecken für andere Kulturreste wurden. Mit Haus und Grab, Siedlung und Friedhof werden zwei Gebiete menschlicher Kulturleistung gefaßt, die gleichsam unabdingbar sind und daher das reichste Quellenmaterial darstellen.

Es ist selbstverständlich, daß Siedlungs- und Grabfund unterschiedliche Aussagen über die in ihnen versammelte Fundgesellschaft machen. In einer Hausruine findet sich alles, was sich während der Benutzungszeit vor Aufgabe des Hauses darin angesammelt hat. Aber — will man nicht extreme Unsauberkeit unterstellen — das wird in den meisten Fällen vorwiegend das sein, was in der der Aufgabe unmittelbar vorausgehenden Zeit

vorhanden war, und zwar wird das jüngste Material zu älterem in einem um so größeren Mißverhältnis stehen, je gewaltsamer die Zerstörung des Hauses war. Unter den Trümmern eines verbrannten Hauses wird mehr bewegliche Habe der letzten Bewohner liegen geblieben sein als in einem freiwillig verlassenen, aus dem man alles halbwegs Brauchbare mitnimmt. Davon ist aber nicht betroffen, was als unbrauchbares Fragment sich während langer Benutzungszeit in Winkeln angesammelt haben mag oder was bei primitiver Wohnweise sich im Boden festtrat.

Anders wird die Fundgesellschaft eines Grabes zu bewerten sein. Was einem Toten ins Grab mitgegeben wurde — die Gründe der Mitgabe spielen dabei zunächst keine Rolle —, war im Moment der Grablegung gleichzeitig, obwohl auch hier ein altes Erbstück mit dem modernsten Gegenstand vergesellschaftet sein kann. Voraussetzung zu dieser Aussage ist, daß es sich um eine klar erkennbare Bestattung handelt, bei der die Beziehung von Beigabe und Totem gesichert ist. In „Kollektivgräbern“, in denen mehrere Tote beigesetzt sind, ist die Beziehung von Beigabe und Totem nur in seltenen Fällen gesichert, meist nur für den zuletzt Bestatteten möglich. In anderen Fällen können Beigaben nur mit einer Reihe von Bestattungen verknüpft werden, die während einer unbekannt langen Zeit in der gleichen Grablege vorgenommen wurden.

Die Fundgesellschaft ist unter zwei Aspekten interessant. Einmal unter dem zeitlichen: Die Beigaben einer erkennbaren Einzelbestattung geben die absolute Gleichzeitigkeit der Fundgegenstände im Moment der Bestattung an. Man spricht von einem „geschlossenen Fund“, der „Gleichzeitigkeit“ im relativ-chronologischen Sinne beweist. Die anderen dargestellten Beispiele geben eine weniger exakte Aussage, da die „Gleichzeitigkeit“ einen Zeitraum anderer Größenordnung umfaßt, wobei einem mit Sicherheit kontinuierlich bewohnten Haus und seiner Fundgesellschaft noch eine „engere“ Gleichzeitigkeit zugebilligt werden darf als der eines Kollektivgrabes, in dem durch Generationen hindurch bestattet worden sein kann; im Haus sollte die Zahl älterer Gegenstände viel geringer und daher schon durch das Mengenkriterium ausscheidbar sein.

Über dem seiner Bedeutung wegen meist allein beachteten zeitlichen Aspekt dürfen die anderen gewinnbaren Aussagen nicht übersehen werden: In der Fundgesellschaft eines Hauses oder einer Siedlung liegt der Rest an Kulturgut einer mehr oder weniger eng geschlossenen Gemeinschaft, im Grab der Besitz eines einzelnen Individuums, im Kollektivgrab der Beigabenbestand, der vielen Toten zukam, die in demselben Grab bestattet werden durften.

Die oben beispielhaft geschilderten Befunde sind nur auswertbar, wenn eine sekundäre „Störung“ mit Sicherheit ausgeschlossen werden kann. Mit dem *terminus technicus* „Störung“, „stören“ wird jede Veränderung eines Befundes bezeichnet, die nach seinem Zustandekommen durch Natur oder Menschen verursacht wurde. Befund in diesem Sinne ist also nicht etwa das Haus, wie es der prähistorische Mensch baute und bewohnte, sondern das Haus in seinem zerstörten Zustand, sei es daß diese durch ein kurzfristiges einmaliges Ereignis (Einsturz u. ä.) entstand, sei es durch einen langsamen Prozeß (Verfall durch Witterungseinwirkung usw.). Die Veränderung des Schutthaufens durch spätere Eingriffe, etwa Planieren des Baugrundes oder Schuttverlagerung durch Wasser, sind schon „Störungen“ des Befundes.

Ist eine solche Störung aber erkennbar und in ihrem Ausmaß und Fundinhalt abgrenzbar, gibt sie selbst weiteren Aufschluß: Die Störung und die in ihr versammelte Fundgesellschaft muß jünger sein als die „gestörte“ Anlage und deren Fundgesellschaft. Ein Beispiel dafür ist leicht zu geben: Wenn an der Stelle eines zerstörten Hauses die Oberfläche planiert wird und mit dem Zerstörungsschutt die Kellerräume gefüllt sind, ist das eine vom umgebenden natürlichen Boden zwar äußerlich-oberflächlich nicht mehr abgehobene Stelle, aber inhaltlich an der Störung der natürlichen Erdschichten deutlich zu erkennen. Wird an der gleichen Stelle für einen Neubau mit verändertem Grundriß

und verschobener Fluchtlinie die Fundamentgrube ausgehoben, dann greift diese teils in unberührten natürlichen Boden, teils in die Schuttfüllung der älteren Anlage ein. Bei genügend sorgfältiger Ausgrabung sind dann Teile der ersten Anlage mit dem im Moment der Zerstörung in ihr befindlichen Fundgut, Teile der Zerstörungseinfüllung, Teile der Planierungseinfüllung, die neuen Fundamentgruben, die in ihnen stehenden Bauteile und eine evtl. zweite Zerstörungsfüllung zu trennen.

Die Trennung der Fundgesellschaften gibt dann zu dem „Gleichzeitig“ des geschlossenen oder relativ geschlossenen Fundes das „Früher als“ oder „Später als“ der Schichtenfolge. Denn die Beobachtung von ineinandergreifenden Störungen ist nichts anderes als die Verfolgung einer Abfolge von Schichten, also „Stratigraphie“.

Die „Stratigraphie“, die Untersuchung der Abfolge von Schichten, kommt aus der Geologie und konnte in der Urgeschichtswissenschaft unverändert übernommen werden, weil die frühesten menschlichen Kulturerzeugnisse in Höhlen noch in Schichten eingebettet sein können, die sich durch natürliche Faktoren (Abwitterung der Höhlendecke, Staubeinwehung, Humusbildung) gebildet hatten. Hier ist die menschliche Mitwirkung auf das Einbringen von Kulturresten beschränkt. Die tiefste Schicht ist die älteste, alle höher liegenden müssen sich später gebildet haben.

Auch hier können Störungen die Schichten treffen und die Fundgesellschaft beeinträchtigen, aber in ungestörten Schichten liegende Funde sind „gleichzeitig“ in der Größenordnung der Schichtbildungszeit, höher liegende, in sich entsprechend gleichzeitige sind „jünger“. Die „Gleichzeitigkeit“ von Höhlenschichten ist aber nicht der von Siedlungen oder Gräbern gleichzusetzen, da über die Schichtbildungsdauer im Verhältnis zum Menschenleben keine Beziehung herzustellen ist. In einer geologischen Schicht, die in tausend Jahren gebildet wurde, liegende Artefakte können von einer einmaligen Begehung durch eine Menschengruppe stammen oder von einer Gruppe, die eine Generation lang dort hauste, oder von ganz verschiedenen, die etwa alle hundert Jahre einmal auf eine gewisse Zeit kamen.

Von der unmittelbaren Verwendung der „stratigraphischen Methode“ durch die Urgeschichtswissenschaft war der Schritt zu ihrer mittelbaren Anwendung auf vom Menschen gebildete Schichten nicht groß. Wo etwa mit Lehm gebaut wird, bildet der Mensch Schichten von ganz erheblicher Stärke, wenn er den Lehm eingestürzter Hütten am Platz liegen läßt und nach geringfügiger Planierung als neuen Baugrund wählt (Abb. 4 a, b, S. 214). Hier können ganze Berge aus vom Menschen gemachten Schichten anwachsen, die „Tells“ etwa in Vorderasien, deren bekanntester immer noch Troja sein dürfte. Es wäre aber falsch, wollte man aus der Stärke von Schichten eines Tells auf die Lebensdauer der in den Schichten enthaltenen Fundgesellschaften schließen. Denn eine derartige Schicht ist ja nicht durch natürliche Faktoren langsam angewachsen wie die Höhlenschichten, sondern ihre Stärke ist allein davon abhängig, wie dicke Lehmmauern man hatte, welcher Art die Dachbedeckung war, und vor allem, wie weit man vor einem Neubau den Lehmschutt planierte oder ihn gar — evtl. auch mit noch stehenden Bauresten — absichtlich beseitigte und an anderer Stelle deponierte. In einer Abfolge vom Menschen erzeugter Schichten zählen nur die von ihm beabsichtigten Horizonte: Wohnböden, Straßen, Herde, und ihre Erneuerungen. Aus ihnen kann man ablesen, wie oft die ganze Anlage, wie oft einzelne ihrer Teile erneuert oder ausgebessert wurden. Daraus wiederum läßt sich das relative Zeitverhältnis von Fundgesellschaften zueinander ermitteln. Wo die Bauweise der Siedlungen wenig schichtbildendes Material verwendet (Holzbau) oder wo die Trümmer beseitigt werden müssen, um überhaupt wieder aufbauen zu können (Steinbau), kommen Schichtansammlungen kaum vor. Dort muß — wie schon geschildert — aus dem Ineinandergreifen, aus dem Überschneiden verschiedener Anlagen in der Horizontalen auf das Zeitverhältnis der Anlagen und der in ihnen

Abb. 4a: Beispiel ungestörter Vertikalstratigraphie; urnenfelderzeitliche Siedlung Cortes de Navarra, Spanien. Umzeichnung nach J. Maluquer de Motes.

Abb. 4b: Beispiel einer durch natürliche und menschliche Einwirkung mehrfach gestörten Vertikalstratigraphie; stein- und kupferzeitliche Siedlung Jericho, Jordanien. Umzeichnung nach K.M. Kenyon.

liegenden Fundgesellschaften geschlossen werden (Abb. 5). All das setzt aber voraus, daß die Menschen einen bestimmten Platz nicht aufgeben wollten oder ihn wiederholt aufsuchten. Stratigraphie oder Überschneidungen geben also nicht nur Aussagen über die Zeitverhältnisse „früher als“, „später als“ und „gleichzeitig mit“, wobei der „geschlossene Fund“ ja nur Grenzfall der Stratigraphie ist; sie geben vielmehr auch wieder eine Beziehung zum Menschen und damit eine Aussage kulturgeographischer Art, die Mitteilungen über den Grad der Sesshaftigkeit oder des Verständnisses für Gunst oder Ungunst einer Siedlungslage macht.

Während die Fundgesellschaft aus einer Siedlungsschicht im wesentlichen nur die letzte Phase vor der Aufgabe spiegelt und, wenn man allen „Abfall“ aus zufälligen oder beabsichtigten „Abfallgruben“ mitverwertet, nur eine geschlossene, in sich nicht gliederbare größere Fundgesellschaft vorliegt, bietet ein Gräberfeld von Einzelgräbern einen Idealfall von Fundgesellschaft: Der Inhalt des ganzen Gräberfeldes stellt die Fundgesellschaft dar, die eine Bevölkerung als Grabbeigaben erhielt, die während einer unbekannt langen Dauer am gleichen Platz bestattet wurde. Die Tatsache des gemeinsamen Bestattungsplatzes belegt die engere Zusammengehörigkeit, die Zahl der Gräber läßt Rückschlüsse auf die Größe der zugehörigen Siedlung(=en?) zu und auf die Dauer der Belegung. Der Hauptvorteil ist aber, daß dieselbe Fundgesellschaft in zahlreiche kleine Einzelgesellschaften zerlegbar ist. Diese können untereinander wieder verglichen

Abb. 5: Beispiel für Überschneidung; linearbandkeramische Siedlung Köln-Lindenthal. Umzeichnung eines Planausschnittes nach W. Buttler und W. Haberey. (Feingepunktet dargestellte Pfosten schneiden schwarz dargestellte, sind also jünger.)

werden und Aussagen machen über die unterschiedliche Ausstattung von Männern, Frauen, Kindern, von arm und reich. Aber auch Unterschiede in der Ausstattung reicher oder armer Männer-, Frauen- und Kindergräber im Laufe der Belegungszeit können festgestellt werden. Wenn man beobachtet, daß die Gräber eines Friedhofs einander nicht stören, muß man schließen, daß sie oberirdisch kenntlich gemacht waren. Dann darf man aber auch auf eine irgendwie geartete systematische Belegung schließen. Aus der Verteilung der unterschiedlichen Ausstattungen läßt sich eine Belegungsverschiebung ermitteln, indem man die verschiedenen kleinen Fundgesellschaften auf dem Gräberplan mit verschiedenen Zeichen markiert. Die mit der Zeit fortschreitende Belegung läßt sich so für die relative Chronologie innerhalb der durch ein Gräberfeld repräsentierten größeren Fundgesellschaft verwerten. Man nennt dieses Verfahren „Horizontalstra-

tigraphie“, da das Nebeneinander ähnlich in ein Nacheinander ausgedeutet werden kann wie das Übereinander der echten „Vertikalstratigraphie“. Die Schwierigkeit liegt darin, daß man durch außerhalb gewonnene Argumente den Anfang oder das Ende der Belegung zu markieren hat. Gelingt das nicht, ist eine festgestellte Belegungsrichtung umkehrbar, es sei denn, man träfe den Idealfall, daß ein Gräberfeld von einem kleinen Zentrum aus ringförmig erweitert worden wäre. In diesem Falle ist es unwahrscheinlich, daß die Gruppe im Zentrum die jüngste wäre (Abb. 6).

Der große Gewinn der Feststellung von Fundgesellschaften und ihres zeitlichen Verhältnisses zueinander durch die vertikale und horizontale Stratigraphie liegt nicht nur in der fortschreitenden Verfeinerung der relativen Chronologie für alle urgeschichtlichen Quellen. Am Beispiel der Siedlung und des Gräberfeldes ist wohl schon deutlich geworden, wieviel weiter die Aussagen über den hinter den Sachen stehenden Menschen und die von ihm geformten und ihn formenden Gemeinschaften gehen. Die Zusammengehörigkeit von Dingen aus allen Lebensbereichen aus dem Zeitraum des Bestehens einer Siedlung oder der Belegung eines Gräberfeldes läßt ein Kulturbild einer Menschengruppe nachzeichnen, das allerdings auf den engen Raum einer Siedlung und die begrenzte Zeit ihres Bestehens beschränkt ist und noch dazu so lückenhaft bleibt wie die Auswahl der Funde und Befunde. Aber diese lassen doch Beziehungen erkennen, die der Fund allein, auch im Vergleich mit anderen nach unseren ersten Vergleichsgruppen, nicht geben kann. Das so erstellbare Bild ist gleichsam das Porträt einer individuellen Siedlung. Welche seiner Züge verallgemeinert werden können und als gruppenverbindlich betrachtet werden dürfen, muß mit weiteren methodischen Schritten erforscht werden.

Die Fundgesellschaft, sofern sie echt und nicht „mechanisch“ zustande gekommen ist, erlaubt zunächst eine Bestandsaufnahme aller Funde, ihre Ordnung nach Zweck und Material in der beschriebenen Weise. Daraus läßt sich ein Überblick gewinnen, welche Geräte häufig, welche weniger häufig sind, welche Waffen benutzt wurden usw. Der Befund kann Aufschluß über die Art der Häuser und Nebengebäude geben, über Vorrats- und Wirtschaftseinrichtungen, über Arbeitsteilung usw. Tierknochen lassen erkennen, inwieweit Haustiere gehalten wurden und welche Arten; Getreide- und andere Pflanzenreste machen die Rolle des Ackerbaus deutlich. Spezialisierte Arbeitsgeräte wie Spinnwirtel, Webgewichte u. ä. lassen auf spezielle Arbeiten und Trachten schließen; Gußformen, Schmiedegeräte deuten bestimmte Metallhandwerke an. Unterschiede in der Hausgröße und -ausstattung dokumentieren unterschiedlichen Reichtum und soziale Stellung der Bewohner. In Einzelfällen können Kulträume und Kultfiguren nachgewiesen werden oder Befestigungen das Schutzbedürfnis der Einwohner, aber auch ihre Befähigung zu Organisation von Gemeinschaftsleistungen beweisen. Ornamentale Ausschmückung von Keramik, Geräten, aber auch Wohnungen zeigt den Geschmack und das Schönheitsempfinden in einer je eigenen Ausprägung.

Was wir vorher beim Beispiel der Feuersteinbeile als mögliche wirkende Kraft für die Formauswahl in Anspruch nahmen, die „Prägung durch die traditionsbildende Gemeinschaft“, das kann am Einzelfall der Siedlung oder des Gräberfeldes deutlicher überprüft werden. Bei allen Formen kann die Variationsbreite festgestellt werden, gleichsam die „Norm“ und die „Toleranzen der Abweichungen“. Das selten vorkommende Stück kann in seiner Besonderheit erkannt werden. Die Gründe, warum es selten ist, können aus dem Befund und der Fundgesellschaft der Siedlung allein oft noch nicht geklärt werden. Es kann „Import“ sein und Kontakt mit anderen belegen, es kann Beleg für einen nicht weiter verfolgten Versuch sein, es kann ein wenigen bevorzugten Personen vorbehaltenes Objekt sein, bei dem die geringe Zahl der Funde dann auch die geringe Zahl der ehemals Berechtigten spiegeln sollte. Erst die Aussonderung durch das Mengenkriterium innerhalb einer kompletten Fundgesellschaft erlaubt überhaupt diese Fragestellung.

Abb. 6: Beispiel einer Horizontalstratigraphie; Urnenfeld Kelheim, Bayern. Umzeichnung nach H. Müller-Karpe. (Dreiecke = Ha A2, schwarze Quadrate = Ha B1, weiße Quadrate = Ha B2, große weiße Kreise = Ha B3, Dreieck mit Punkt = Ha C; kleine schwarze Punkte = Gräber ohne repräsentative Funde.)

Fundgesellschaft und Stratigraphie ermöglichen also erst, aus den isolierten Gegenständen Kombinationen herzustellen, die ihrerseits die Grundlage für Kulturbilder abgeben. Die Untersuchung von Feuersteinbeilen oder von Lanzenspitzen allein konnte zwar schon einige Aussagen machen, aber erst aus der Fundgesellschaft erhellt, ob Feuersteinbeil und Lanzenspitze Geräte der gleichen Zeit und Menschengemeinschaft waren oder nicht, oder welche spezielle Beilform mit welcher speziellen Lanzenspitzenform vergesellschaftet ist. Schon O. Montelius forderte für die von ihm entwickelte „typologische Methode“ Kontrolle durch die Fundkombination, um die Parallelität der Typenreihen zu ermitteln, und Stratigraphie für die Zeitabfolge. Und da er beides in starkem Maße auswertete, blieben die Ergebnisse seiner „typologischen Reihen“ weit-

gehend gültig; sie waren eben im Grunde aus der Fundgesellschaft und der wiederkehrenden Kombination von Typen erschlossen und erst sekundär „typologisch“ unterbaut. Von anderen typologischen Reihen, denen die Kontrolle durch Stratigraphie und Fundkombinationen fehlte, ist nicht viel übriggeblieben.

Vergleich von Fundgesellschaften untereinander

Die Fundgesellschaft kann nun Ausgangspunkt für weitere Vergleiche werden, indem man andere Fundkomplexe aufsucht, die die gleiche Fundkombination mehr oder weniger vollständig darbieten. Hat man dabei eine Fundgesellschaft, die so reich an Kulturelementen ist wie eine vollständig ergrabene ungestörte Siedlung oder ein entsprechendes Gräberfeld, wird es leichter möglich sein, das daraus abgeleitete Kulturbild auf andere weniger vollständige Befunde zu übertragen. Dabei muß natürlich überprüft werden, welche Gründe für die geringere Vollständigkeit der anzuschließenden Fundkomplexe maßgebend waren. Unvollständige Ausgrabung oder Bergungsmöglichkeit, der häufigste Grund, ist rein äußerlich und erlaubt, die fehlenden Kulturelemente mit hoher Wahrscheinlichkeit zu ergänzen. Anders ist der Sachverhalt, wenn gut erhaltene und gut ausgegrabene Fundkomplexe zwar in den vorkommenden Typen gut vergleichbar, aber weniger vollständig sind. Hier müssen Gründe vorliegen, warum man eine bestimmte an dem einen Ort festgestellte Objektkombination in einem anderen Fall nicht in gleicher Vollständigkeit ebenfalls besaß. Sie können z. B. in der Zeit zu suchen sein derart, daß etwa die Menschengruppe A länger an einem Platz siedelte und noch ein Entwicklungsstadium erreichte, in dem sie ganz bestimmte, nun veränderte Kulturformen besaß, während Menschengruppe B wohl gleichzeitig mit Gruppe A siedelte, aber ihre Siedlung aufgab, ehe sie das Stadium erreichte, als die — bei ihr nun fehlenden — Kulturgüter aufkamen. Die Gründe können aber auch im Grade der Zusammengehörigkeit von Siedlung A und B liegen. Beide mögen von Menschen bewohnt gewesen sein, die einen gewissen Grundbestand an Kulturgütern gemeinsam hatten, einen anderen Teil aber nicht. Das ist besonders dann zu vermuten, wenn an die Stelle der fehlenden Kulturelemente in Siedlung B andere — nun ihrerseits in A nicht vorhandene — treten.

Mit dieser Darstellung sind wir schon in den Bereich der Deutung eingetreten. Aber auch schon für die systematische Arbeit des Vergleichens von Fundgesellschaften ist es wichtig, sich dieser Sachverhalte bewußt zu bleiben, da wir ja immer Aussagen über den Menschen und Menschengemeinschaften gewinnen wollen. Und da man beim Zustand unserer Quellen immer mit gleichsam mechanisch zustande gekommener Unvollständigkeit rechnen muß, ist es wichtig, auch die innerlich begründete Unvollständigkeit bewußt zu machen, da sonst Fundgesellschaften oder Teile von solchen zu größeren Einheiten zusammengefaßt werden, die in dieser Form vielleicht gar nicht zusammengefaßt werden dürften.

Aus der Zusammenfassung von Fundgesellschaften gleicher Zusammensetzung erwächst der Formenkreis, so genannt, weil der Arbeitsvorgang des Vergleichens und Zusammenfassens primär die konkreten Formen, erst sekundär die erschlossenen Kulturelemente kultischer, sozialer oder wirtschaftlicher Natur betrifft. Angeschlossen an den Formenkreis können zunächst nur die vollständigen Fundgesellschaften werden; die unvollständigen erst, wenn man nachweisen kann, daß die Unvollständigkeit mechanisch (sekundär, nach der Bildung der Fundgesellschaft) eingetreten ist. Wo andere Gründe für die Unvollständigkeit anzunehmen sind, wird man die Zugehörigkeit zu einem so erstellten Formenkreis gesondert prüfen müssen. An den Formenkreis anzuschließen sind aber auch Fundkomplexe, die in ihrem Zustandekommen nicht unmittelbar der als Ausgangspunkt gewählten Fundgesellschaft entsprechen. War dieser z. B. eine Siedlung,

wird man Grabfunde anschließen dürfen, wenn die in ihnen liegenden Beigaben dem gängigen Bestand an Formen aus der Siedlung entsprechen. Das gleiche gilt für den umgekehrten Fall. Auch hier wird man den Vergleich nicht rein äußerlich ohne Deutung und Erfahrungsauswertung vornehmen wollen, sondern eingedenk bleiben, daß die Beigabensitte allein schon eine so klare Einstellung zum Toten und zum Tode demonstriert, daß man mit bestimmter Auswahl, ja evtl. besonderer Güte oder Veränderung der Beigabenformen rechnen muß. Der prozentuale Anteil an „guten“ und „weniger guten“ Gefäßen etwa kann in Siedlung und Gräbern gerade umgekehrt sein. Auch für andere Fundkomplexe, die weder Gräber noch Siedlungen sind, gilt das, zumal für die Gruppe der Hortfunde, die aus ganz unterschiedlichen Gründen außerhalb besiedelter Plätze niedergelegt wurden, sei es, um die Gegenstände vor fremdem Zugriff zu sichern, sei es als Votivgabe u. ä. Damit werden auch abseits liegende Kultplätze mit in den Bereich der Aufstellung eines Formenkreises gezogen. Und schließlich besteht sogar die Möglichkeit, einzeln gefundene Gegenstände anzuhängen, sofern sie klar definierte Formen zeigen und innerhalb der dem Formenkreis zugrunde liegenden sicheren Fundkomplexe so zahlreich sind, daß sie als gängig gelten können. Ein weiteres sicheres Merkmal ist etwa die Verzierung, die durch ihre Stileigentümlichkeiten oft die sicherste Zuweisung erlaubt.

Wir haben hier versucht, mit wenigen Worten den wohl wichtigsten methodischen Schritt der Urgeschichtswissenschaft darzustellen, die Aufstellung von Formenkreisen. Denn mit diesem Schritt wird ja ein wesentlicher Erfolg erzielt: Das Kulturbild, an einer Einzelsiedlung oder an einem Gräberfeld gewonnen, wird auf zahlreiche Siedlungen — auch Gräberfelder repräsentieren ja nur Siedlungen — ausgeweitet. Was vorher über eine einzelne eng geschlossene Gemeinschaft erschlossen wurde, erhält jetzt Gültigkeit für eine größere und weiter verteilte Gemeinschaft: Die prägenden, traditionsbildenden Kräfte, die — nach gegenwärtig üblicher Deutung — die Entstehung eines gleichsam genormten Bestandes an Kulturelementen verursachten, müssen stark genug gewesen sein, um über den Bereich der engen Einzelsiedlung hinaus andere Siedlungsgemeinschaften zu binden. Es wird jetzt möglich, die Hinterlassenschaft von größeren Menschengruppen mit Hilfe der Stratigraphie in einem relativen Chronologiesystem, durch Untersuchung ihrer Verbreitung im geographischen Raum festzulegen. Der Formenkreis kann durch Ausweitung des Kulturbildes der am besten bekannten Siedlungen und Gräberfelder zum Erkennen einer zeitlich und räumlich abgrenzbaren „Kultur“ führen, die ihrerseits wieder den Geltungsbereich traditionsbildender Kräfte spiegeln dürfte, wenn wir diese Theorie anwenden.

Die Tragweite der Ausdeutung des Formenkreises macht es notwendig, daß bei seiner Aufstellung die größte Sorgfalt walte und daß man die Interpretation als Kultur erst nach intensiven Prüfungen vornehme. Einige notwendige Prüfungen deuteten wir schon an, andere werden bedeutsam, wenn am Anfang des Formenkreises weder eine gut gegrabene Siedlung noch ein Gräberfeld steht, sondern nur einzelne Grabfunde, Kollektivgräber oder gar nur Aufsammlungen von Wohnplätzen, wo Menschen vielleicht nur saisonbedingt siedelten. Alle Prüfungen lassen sich jedoch unter den zwei hier erörterten Dachbegriffen zusammenfassen: Prüfung des Zustandekommens und des Grades der Zusammengehörigkeit einer Fundgesellschaft; und Prüfung von Vollständigkeit oder Unvollständigkeit von Fundkomplexen bei der Zusammenfassung zu Formenkreisen.

Wo keine gutgegrabene Siedlung oder ein entsprechendes Gräberfeld zur Verfügung steht oder wo — wie etwa im Falle des berühmten Gräberfeldes von Hallstatt — der Reichtum im Vergleich zu allem sonst Bekannten eine Sonderstellung vermuten läßt, die es verbietet, den Befund als „Norm“ zu nehmen, muß die „Norm“ erst gesucht werden.

Dazu bietet sich eine einfache Kombinationsstatistik an, mit deren Hilfe aus allen bekannten und vergleichbaren Fundkomplexen, besonders sicheren „geschlossenen Funden“, Norm- oder Standardkombinationen ermittelt werden können. Die Kombinationsstatistik setzt scharfe typographische Einteilung der Funde voraus, doch muß nicht die extreme Aufteilung das beste Ergebnis bringen (Abb. 7).

Wenn etwa aus einer großen Zahl von vergleichbaren Beigabeninventaren aus Frauengräbern Schmuck-Kombinationen ermittelt werden sollen, kann das Ergebnis ausbleiben, wenn man etwa nur die Kombination der Kategorien „Halsring“ und „Armring“ untersucht. Es kann genauso ausbleiben, wenn man bei „Halsring“ und „Armring“ extrem feine typographische Unterschiede wählt. Es kann sich dagegen einstellen, wenn man etwa den „geschlossenen“ und den „offenen“ Halsring und die entsprechenden Armringformen untersucht. Das rührt wohl daher, daß ja von vornherein nicht gesagt ist, welche Elemente formenkreisgebunden sind; es könnte allein schon die Kombination von Halsring und Armring sein; es könnte diese Kombination aber auch übergeordnet und einem größeren Kreise zugehörig sein. In dem Falle müßte dann ein untergeordnetes Kriterium für die Abtrennung gesucht werden.

Ergibt sich bei der Kombinationsstatistik nur eine gängige Kombination, so kann man aus der Häufigkeit der Elemente die Standardkombination ablesen; weniger vollständige Inventare weichen nach unten, reichere nach oben ab und geben Anlaß zur Frage nach den Gründen. Die Standardkombination ist nun Maßstab für einen Formenkreis, der danach definiert werden kann.

Ergeben sich mehrere Standardkombinationen, wird ebenfalls die Frage nach dem „Warum“ zu stellen sein: Es stellt sich zunächst die Frage, ob sie mehrere Formenkreise vertreten; es muß dann jedem einzelnen weiter nachgegangen werden. Innerhalb eines Formenkreises — der dann durch übergeordnete Fundgesellschaften oder Zusammengehörigkeitskriterien gesichert sein muß — erhebt sich die Frage, ob mit den verschiedenen Standardkombinationen mehrere einander zeitlich ablösende Modekombinationen erfaßt wurden oder gleichzeitige, kleinere — gleichsam interne — Traditionsgemeinschaften widerspiegelnde Kombinationsgruppen. Schließlich mag man noch daran denken, daß innerhalb der Gemeinschaft, die hinter einem Formenkreise steht, auch soziale Unterschiede eher durch die Beigabenzusammensetzung — um beim Beispiel der Gräber zu bleiben — als durch deren Qualität oder Quantität ausgedrückt werden können.

Kombinationsstatistik, Horizontalstratigraphie der Gräberfelder und Vertikalstratigraphie in den Siedlungen machen es möglich, innerhalb eines Formenkreises sich vollziehende Änderungen im Bestand, in der Art und in der Zusammensetzung der Kultur-elemente zu erkennen und relativchronologisch zu verwerten. Betrachten wir den Formenkreis als „eine Kultur“, läßt sich der Kulturwandel während mehrerer aufeinander folgender Zeitabschnitte erkennen und darstellen, deren Dauer wir allerdings nicht kennen. Es ist damit ein weiterer Schritt in Richtung auf historische Auswertung getan, da die Auflösung eines erarbeiteten Zustandsbildes einer Kultur in mehrere aufeinander folgende ja die Berechtigung zum Schluß auf ein Geschehen einschließt. Zwar ist wieder nur das Ergebnis des Geschehens, ein Zustand, erfaßbar, aber er setzt ja das Geschehen voraus und schließt es somit ein. Und er stellt uns eine neue, gleich doppelte Frage: Warum und wie kam das veränderte Zustandsbild zustande? Liegt Fortführung einer Entwicklung vor, deren Anfang in der früheren Stufe schon gelegt war? Wurde alles angelegte konsequent fortgesetzt? Oder zeigt sich im Veränderten etwas, das vorher nicht angelegt war? Und wenn ja, ist es eine eigene Leistung oder kam es auf andere, äußere Anregung zustande? Und wenn es äußere Anregung war, woher kam sie und in welcher Form? Mit Fragen dieser Art, die sich auf die Klärung

Kombination von Ha A-Typen in Münchener Urnengräbern	Hallstatt A 1								Hallstatt A 2						
	1	2	3	4	5	6	7	8	1	2	3	4	5	6	7
Grünwald 32	•			•	•	•	•	•							
12	•			•	•			•							
16	•			•	•		•								
1	•	•		•				•							
54	•					•	•								
Unterhaching 42	•	•		•			•	•							
124	•			•											
70	•			•		•									
Gernlinden 49	•	•					•	•							
152	•	•				•	•								
Unterhaching 3				•	•		•								
8		•		•	•	•		•							
88		•		•	•										
37		•		•	•		•	•							
Gernlinden 86			•	•		•									
36			•	•	•										
76			•	•		•	•								
91			•				•	•							
Untermenzing			•	•		•	•								
Unterhaching 5				•		•	•								
Grünwald 38				•			•								
Gernlinden 151				•	•										
Unterhaching 32				•		•	•								
Grünwald 13					•	•									
Feldgeding 1					•		•								
Unterhaching 61					•	•									
108							•	•							
Gernlinden 53						•	•								
Unterhaching 104							•	•							
Grünwald 18				•					• ?			• ?			
Gernlinden 135				•											•
22							•								•
Grünwald 33							•		•						•
42											•				•
17								•	•		•				•
44									•	•	•	•	•		
Unterhaching 26										•	•				•
13										•		•			•
Grünwald 56										•		•			•
Gernlinden 58										•		•			
Englschalking 7										•		•		•	
Unterhaching 39											•	•			•
53											•	•			
Grünwald 57											•				
59											•	•		•	
Unterhaching 50/52											•			•	•
84											•			•	•
85											•			•	•
86											•			•	•
40											•			•	•
106											•			•	
79												•	•		•
Gernlinden 130												•		•	•
Grünwald 47														•	•
Obermenzing 3														•	•
Grünwald 41														•	•
Gernlinden 120															•

Abb. 7: Beispiel einer Kombinationsstatistik: Urnengräber der Münchener Gegend aus den Epochen Ha A1 und A2; Umzeichnung nach H. Müller-Karpe.

relativ-chronologisch festlegbarer Kulturveränderung richten, kommen wir auf echt kulturhistorisches Gebiet, verlassen wir den rein systematisierenden und beschreibenden Bereich.

Um aber Fragen dieser Art beantworten zu können, ist die Ausdehnung der Formenkreise (und Kulturen) im geographischen Raum zu untersuchen, kann doch das Problem von Einflüssen nur in der Verbindung von Raum und Zeit gelöst werden, wenn Richtung und Zeitgefälle bestimmbar sind. Für die räumliche Abgrenzung des Formenkreises steht das Hilfsmittel der Verbreitungskarte zur Verfügung (Abb. 8). Der Idealfall, alle Punkte zu kartieren, an denen vollständige Fundgesellschaften des Formenkreises auftreten, ist nicht durchführbar, da zu wenige Fundkomplexe diese Bedingung erfüllen. So werden Verbreitungskarten immer auf repräsentative Darstellung angewiesen sein, und es ist selbstverständlich, daß hier eine große Gefahrenquelle liegt, wenn Formenkreise nicht ganz streng zusammengestellt worden sind. Ein Objekt, das in der Siedlung selten, aber besonders auffallend ist, kann — ebenso wie eine entsprechende Grabbeigabe — nur deshalb selten sein, weil nur wenige Menschen es haben durften oder konnten (s. o. S. 216); es kann daher echter Bestandteil des Formenkreises sein und bei einer Kartierung sehr wohl dessen Abgrenzung belegen. Es kann aber auch deshalb selten sein, weil es aus einem anderen Formenkreis importiert wurde; dann liegt seine hauptsächliche Verbreitung außerhalb, und es wird eine Ausbreitung des Formenkreises vorgespiegelt, die nicht den Tatsachen entspricht. Das Objekt war dann eben nicht repräsentativ. Man wird nun wohl erwarten, daß die im Formenkreis häufigsten Objekte besonders repräsentativ sein müßten. Aber auch das braucht nicht der Fall zu sein, wenn es sich z. B. um unspezifiziertes Wirtschaftsgerät handelt. Hier können mehrere Kulturen ähnlicher Wirtschaftsform das gleiche Gerät besitzen, und seine Verbreitung allein wäre wieder irreführend. Es bleibt also nur übrig, möglichst viele verschiedene Kulturelemente zu kartieren. Die Gebiete, die auf allen Karten belegt sind, dürften dann das eigentliche Verbreitungsgebiet des Formenkreises sein; leichtes Oszillieren der Grenzen ist dabei belanglos, weiteres Streuen der einen oder anderen Form bedarf aber wiederum der Klärung. Denn neben der schon diskutierten Möglichkeit, daß ein Kulturelement mehreren Formenkreisen angehören kann, wäre ja auch zu erwägen, ob ein weiter verbreitetes Objekt nicht vom untersuchten Formenkreis aus weitergegeben wurde und einen Beleg für eine Einflußnahme darstellt, wie wir sie oben als wichtige Möglichkeit historischer Erkenntnis sahen. Daß bei der Interpretation von Verbreitungskarten auch die durch unterschiedlichen Forschungs- und Publikationsstand bedingte Lückenhaftigkeit des Kartenbildes berücksichtigt werden muß, bedarf wohl kaum noch der Erwähnung.

Ein mit allen Kontrollen aufgestellter und in seiner räumlichen Ausdehnung festgelegter Formenkreis aus Fundgesellschaften mit ihren konkret faßbaren materiellen und erschließbaren geistigen Kulturelementen gibt die Hinterlassenschaft einer Menschengemeinschaft wieder, in der traditionsbildende Kräfte am Werke waren, die in dem abgegrenzten Raum und in der unbekannt langen Zeit des Bestehens des Formenkreises wirksam waren. Wo alle Bedingungen erfüllt sind, darf der Formenkreis als Kultur bezeichnet werden, um damit die spezielle „Teilkultur einer Menschengruppe“ der „Kultur der Menschheit“ gegenüberzustellen und sie gegeneinander abzugrenzen. Wie wir sahen, kann es innerhalb eines solchen Formenkreises („einer Kultur“) eine Entwicklung in der Zeit geben, die durch ganz spezifische Veränderungen nachgewiesen sein muß. Diese Veränderungen können größer oder kleiner sein, nicht aber von einem Umfang, daß die Art und die Zusammensetzung der Kulturelemente völlig wechselt. Wo beide völlig wechseln, wo der Kulturwandel zum Kulturbruch wird, stellen wir

Abb. 8: Beispiel einer Verbreitungskarte; Linearbandkeramik (schwarze Kreise) und Cortaillodkeramik (schwarze Dreiecke) im Bereich des Kartenausschnitts.

bei der Art unseres Vorgehens einen neuen Formenkreis, eine neue Kultur fest. Die Untersuchung hat dann von Anfang an mit zwei Formenkreisen oder Kulturen zu tun, deren Verhältnis zueinander mit Hilfe von Stratigraphie und Verbreitungskarten ebenso festgestellt werden kann wie das Verhältnis einzelner Entwicklungsstufen des gleichen Formenkreises zueinander. Zeitlich ergeben sich immer nur die drei Möglichkeiten, daß

der eine Formenkreis vorzeitig, gleichzeitig oder nachzeitig im Verhältnis zum anderen ist, räumlich ergeben sich alle Möglichkeiten von völlig gleichem Verbreitungsgebiet bis zum gegenseitigen Ausschluß.

Analogisches Deuten

Kultureinheit

Die Aufteilung der vorgeschichtlichen Quellen in Formenkreise, die Klärung ihrer Verteilung im Raum und ihre Einordnung in eine relative Chronologie sowie die Ausdeutung der Formenkreise als unterschiedliche Kulturen, die ihrerseits wieder in Zustandsbilder erstarrte Phasen einer Kulturentwicklung in einzelnen Gemeinschaften von Menschen sind, ist die Endstufe dessen, was vom Urgeschichtswissenschaftler im direkten Befragen der Quellen, unter Ausnutzung der Prämisse über die Beziehung von Schaffen-dem und Geschaffenem und der Erfahrung von der „prägenden Gesellschaft“, erreicht werden kann. Wo er über die Erarbeitung dieser Einheiten hinausgeht, beginnt eine Deutung, die weitgehend auf Verwendung der Analogie und damit auf eine stärker subjektive Bewertung der Argumente (hier: Funde und Befunde) angewiesen ist. Das beginnt schon bei der Bewertung des Formenkreises und der Kultur in den verschiedenen prähistorischen Epochen, es wird stärker, wo die Beziehungen der Kulturen zueinander geklärt werden sollen, wo die Frage von Kulturwandel und Kulturbruch zur Debatte steht und wo schließlich die Entwicklung der Kulturen in der Zeit mit der Geschichte der sie tragenden Menschen in Beziehung gesetzt werden soll.

Viel wird z. B. schon davon abhängen, wie gut und wie groß die Basis für die Aufstellung des Formenkreises ist. Wenn z. B. für das Jungpaläolithikum aus mehreren Höhlen eindeutige Schichten vorliegen, die — sagen wir — nur Funde des später „Magdalenium“ genannten Formenkreises erbrachten, dann scheint das eine gute Grundlage zur Aufstellung eben dieses Formenkreises „Magdalenium“ gewesen zu sein, die mit Hilfe der Stratigraphie auch die Aussonderung von mehreren Stufen innerhalb des Formenkreises ermöglichte. Betrachtet man aber dann den Bestand an materiellen Formen (einige wenige typische Feuersteineinsätze wohl von Kompositwaffen aus Holz, eine charakteristische Harpunenform aus Horn, sehr selten einige Erzeugnisse von Knochenschnitzerei oder Zeichnungen auf Knochen), ferner die Zeugnisse für die Wirtschaftsform (Tierknochen, welche auf Bevorzugung der Rentierjagd hinweisen) und solche für eine geistige Kultur (mit den beweglichen Kleinkunstwerken vergleichbare Höhlenbilder lassen vorsichtige Schlüsse auf einen Kult um die Jagdtiere zu), dann ist es einerseits viel, andererseits sehr wenig, was zur Verfügung steht. Viel ist es, wenn man bedenkt, welche Aussagen doch über Menschen so weit zurückliegender Zeiten möglich sind (Größenordnung: 10 000 Jahre); wenig, wenn wir den „Formenkreis“ zur „Kultur“ erheben wollen, wenn wir darin den Niederschlag einer traditionsbildenden Menschengemeinschaft erblicken wollen. Das Kulturbild ist klar: Eine Menschengruppe lebte von der Jagd, vorzugsweise auf Rentiere, sie hatte dazu sehr spezialisierte Kompositwaffen mit einsetzbaren (auswechselbaren?) Feuersteinschneiden und Knochengeräte, unter denen die Harpune besonders formempfindlich ist und mindestens drei Wandlungen durchmacht. Man hat keine Dauersiedlung, in Höhlen und an geeigneten Plätzen nahe von offenem Wasser finden sich Reste eines vorübergehenden Verweilens (nur schätzbare Dauer zwischen einer und mehreren Jagdsaisonzeiten je nach Wanderung der Rentierherden). Das Denken kreist um die Jagd und das Jagdwild, neben dem in der erstaunlich entwickelten Kunst nur noch stilisierte Frauenbilder vorkommen. Das sind die Züge einer spezialisierten Jägersgesellschaft. Inwieweit diese aber im Raum abgrenzbar ist, ist schwierig zu ermitteln, da gerade die charakteristischen Formen (Harpune) und die Kleinkunst in ihrer Erhaltung sehr gefährdet sind. Ihr Fehlen muß daher mit aller Vorsicht verwertet werden. Die Analogie zu rezenten Jägerpopulationen

läßt jedoch zu, an eine lockere und ganz spezifische Menschengemeinschaft zu denken. Das Vorhandensein anderer gleichzeitiger jungpaläolithischer Formenkreise stellt dann die besonders wichtige Frage nach der Wirkungsweise und dem Wirkungsbereich der formbildenden Kräfte und weiter nach der Bezogenheit etwa von materieller Kultur und Wirtschaftsform. Kann etwa die Spezialisierung im Jagdgerät mit dem bevorzugten Jagdwild erklärt werden derart, daß an der Grenze der Rentierverbreitung nun auch Reste von Waffen zu finden wären, die für anderes Jagdwild speziell entwickelt wären? Oder sind hier irrationale Gründe maßgebend gewesen und zeigt die Verbreitung der Magdalenium-Harpunen tatsächlich die Wirkung einer Waffentradition, der man sich eben nicht entzog? Das könnte Erkenntnisse über Kontakt und Kommunikation im 15.—10. Jahrtausend abgeben, die heute ganz unwahrscheinlich dünken.

Hinzu kommt bei diesem Beispiel die Art der Entstehung der Fundgesellschaft, die den Ausgangspunkt für den Formenkreis bildete: Schichten des Paläolithikums sind geologische Schichten; eine Stärke von 20—40 cm kann einer Ansammlung durch Verwitterung und Einwehung in Jahrtausenden entsprechen. Die Einheitlichkeit von Funden in einer solchen Schicht im Gegensatz zu solchen einer höher oder tiefer liegenden trennbaren Schicht rechtfertigt es, von einer Fundgesellschaft zu sprechen und diese zur Aufstellung eines Formenkreises zu benutzen. Aber diese Fundgesellschaft kann in Jahrtausenden zustande gekommen sein. Was sagt es aus, wenn trotzdem im großen und ganzen einheitliche Formen hier zusammenliegen? Doch wohl, daß man über historisch unglaublich lange Zeit hinweg an einmal entwickelten Formen festhielt. Die Verbreitung dieser Formen läßt dann fragen, ob in allen Teilen des Verbreitungsgebietes die Erscheinungen gleichzeitig seien (Maßstab für „gleichzeitig“: innerhalb von etwa tausend Jahren) oder nicht.

Aus all dem erhellt, daß etwa eine „Kultur“ des „Magdaleniums“, obwohl aus klar umreißbarem Formenkreis erschlossen, nicht gleichwertig beurteilt werden kann wie etwa die „Kultur der Linearbandkeramik“ aus der Jungsteinzeit, obwohl man auch dieser heute noch etwa 1000 bis 1500 Jahre Dauer zubilligen kann.

Ausgangspunkt für die Aufstellung von Formenkreis und Kultur der Linearbandkeramik (LBK) sind gut ausgegrabene Siedlungen; hinzu kommen einige Gräber und relativ wenige Einzelfunde. Benannt ist sie nach der Verzierung der Keramik, die aus eingeritzten Bandmustern besteht. Charakteristisch ist dabei die Verzierungstechnik (Ritzlinie, Stich), die Motivwahl (Spirale, Mäander und deren Derivate; dann eine Art „laufender Hund“, Winkelband) und die Musteranordnung, die in einer älteren Phase Spirale und Mäander auf drei durch Handhaben getrennte Flächen des Gefäßes setzt, später den „laufenden Hund“ und das Winkelband als Umlaufmuster horizontal und parallel zum Gefäßrand anbringt. Die durch ihre Herstellungstechnik und die drei Züge der Verzierung (Technik, Motivwahl, Musteranordnung auf dem Verzierungsträger) gut definierte Keramik gibt zusätzlich zur Fundgesellschaft eine Berechtigung zur Abgrenzung des Formenkreises, da gerade die Verzierung — sei sie nun rein ornamental oder zugleich Symbol — ohne die Tradition einer die Kontakte pflegenden Gemeinschaft nicht in dieser Gleichartigkeit über weite Räume hin verbreitet sein könnte; erscheint die Frühphase der LBK doch mit fast völlig vertauschbaren Formen und Verzierungen von Westungarn bis Holland, von Südbayern bis nördlich des Harzes.

Das Kulturbild kann durch Steingeräte zur Holzbearbeitung und zur Feldbestellung (Sichel) bereichert werden, während ausgesprochene Waffen (zu Kampf oder Jagd) fehlen. So läßt sich denn auch in der Wirtschaft der Ackerbau (Getreidekörner, Mahlstein, Sichel) und die Viehzucht (Knochen von domestiziertem Rind, Schaf, Schwein) positiv belegen, während Knochen von Jagdwild verschwindend gering vorkommen. Die Bedeutung der Viehzucht wird auch durch Gefäße in Tiergestalt (Stier, Schwein) unterstrichen, auch wenn man den Gefäßen selbst eine rituelle Bedeutung nicht zugestehen will

(obschon Analogie das zuließe). Stark stilisierte weibliche Statuetten aus gebranntem Ton, mit den gleichen Mustern wie die Keramik verziert, finden sich in den Siedlungen, nicht in den Gräbern. Sucht man für sie eine Erklärung, bietet sich Spielzeug (weniger wahrscheinlich) oder Idol an. Weibliches Idol im Haus könnte an Ahnenkult der Familienmutter oder überhaupt an Mutterkult — wieder in Analogie — denken lassen. Die Toten werden in Hockerstellung (Schlafimitation?) mit wenigen Beigaben beigesetzt, einzeln oder zu kleinen Friedhöfen vereint; gelegentlich liegen Tote — nicht regulär bestattet — in den Siedlungen.

Man wohnte in großen Rechteckhäusern, fünfschiffig aus starken Balken erbaut und zu regelmäßigen Dorfanlagen von sicher bis zu 20 Häusern vereinigt, so daß mindestens 20 Familien (oder Großfamilien) eine Siedlung ausmachen, aus der sich kein Haus durch Größe oder Lage heraushebt. Sorgfältige stratigraphische Beobachtungen (Überschnitten) zeigen, daß die Dörfer in einem (regelmäßigen?) Turnus nach je einheitlichem Plan angelegt und nach einer gewissen Zeit wieder aufgegeben wurden (Abb. 5). Später kehrte man an den Platz zurück (erschließbare Zwischenzeit etwa 60 Jahre) und legte die Siedlung, leicht anders orientiert, am gleichen Platz neu an. Anscheinend wechselte man dabei den Friedhof, da sich nur so die geringe Belegung der Gräberfelder im Verhältnis zur Größe der Siedlungen erklären läßt. Wirtschaftsform (Ackerbau mit Viehzucht, Fehlen der Jagd) und der nachweisbare turnusmäßige Wechsel des Siedlungsplatzes in einem Gebiet mit Weidewald (Eichenmischwald, aus Holzresten und Pollenanalyse rekonstruierbar) auf leichtem Ackerboden (Löß, Lösssand, Schwarzerde) erlauben allein den Schluß auf Wanderbauerntum mit einer sehr strengen Organisation, bei der allerdings die Form der „Gewaltenverteilung“ offenbleiben muß.

Hier wird wohl ohne weiteres deutlich, wie für diesen Formenkreis eine „Kultur“ erschlossen werden kann, bei der nicht nur die Wirkung einer traditionsbildenden Kraft festgestellt werden kann, sondern gleichsam die Menschengemeinschaft selbst lebendig wird; freilich zunächst auch nur für den Bereich der Einzelsiedlung oder des Zyklus von fünf im Wechsel aufgesuchten Plätzen. Aber es ist leichter verständlich, daß eine Gemeinschaft, die im engeren Rahmen so straff organisiert ist, auch in größerem Bereich engeren Kontakt zu halten vermag, der sich in einem weiträumig einheitlichen Kulturbild manifestiert. Auch hier wird die Frage berechtigt sein, ob etwa die organisierte Wanderbauernwirtschaft allein das Kulturbild bedinge; doch kann diese Frage negativ damit beantwortet werden, daß andere Jungsteinzeitkulturen ebenfalls die turnusmäßige Aufgabe der Siedlung und spätere Neuanlage am alten Platz kannten, dabei aber eine ganz andere materielle Kultur entwickelten.

Die beiden Beispiele dürften zur Genüge gezeigt haben, daß zwischen Formenkreisen Unterschiede bestehen können, die schon in der Art und im Grad der Zusammengehörigkeit der Einzelelemente ihre Ursache haben. Es muß daher vor der Erklärung eines Formenkreises zur Kultur eine Prüfung erfolgen, welcher Art denn die durch den Formenkreis erfaßte Verbindung zwischen Funden und Fundgesellschaften ist. Ebenso wird man immer fragen müssen, wie weit ein Formenkreis ausgedehnt werden darf in Raum und Zeit, d. h., welche Abweichungen von der Norm noch zulässig sind.

Hinsichtlich klarer ungestörter Ausgangs-Fundgesellschaften und geschlossener Funde hatten wir das oben schon erörtert. Aber im eben besprochenen Beispiel der LBK stellten wir ja fest, daß Siedlungen mehrfach am gleichen Ort wieder angelegt wurden, und zwar bis zu sieben Mal mit Sicherheit. Was berechtigt uns, das Fundmaterial (Fundgesellschaft) der jüngeren Siedlung mit dem der älteren zu einem Formenkreis zu verbinden? Hier entscheidet der Grad der Ähnlichkeit der Formen und der Grad der Verschiedenheit von anderen an der gleichen Fundstelle etwa vertretenen Anlagen und ihrer Fundgesellschaft. Wenn z. B. an einem Platz, der vier verschiedene Siedlungen der LBK trennen ließ, noch eine Störung durch Anlagen der Urnenfelderkultur festzustellen war,

so zeigte sich, daß die Fundgesellschaften der vier jungsteinzeitlichen, einander „störenden“ Siedlungen doch ein in sich eher vergleichbares Fundmaterial lieferten als die fünfte „störende“ Siedlung. Dadurch läßt sich der schon angeführte Kulturwandel innerhalb einer „Kultur“ deutlich machen und dem Kulturbruch zwischen zwei verschiedenen Kulturen gegenüberstellen.

Kulturwandel — Kulturbruch

Von Kulturwandel möchte ich dann sprechen, wenn die Mehrzahl der Kulturelemente, die den individuellen Charakter einer Kultur ausmachen, beibehalten wird und Änderungen nur begrenzte Teilgebiete der Kultur betreffen. Wird das gesamte Kulturbild anders, dann wäre der Begriff Kulturbruch angebracht (s. o. S. 222).

Beim Beispiel der LBK bleibt das Kulturbild der Wirtschaftsform und Organisation, Anlage der Siedlungen und der Grundbestand an materiellen Kulturelementen unverändert, selbst die Keramiktechnik und ihre Grundformen bleiben die gleichen. Veränderungen scheinen sich in der Verzierung der Keramik, in der Bestattungssitte und in den — aus Analogie erschlossenen — Kultäußerungen abzuzeichnen: das applizierte Spiral-Mäander-Muster wird in ein horizontal gerichtetes Umlaufmuster umgebildet und zugleich in ein vorher unbekanntes System horizontaler, vertikaler und diagonalen Stichreihen eingespannt. In dieser Phase entwickeln sich lokale Gruppen heraus, die das skizzierte Einheitsgebiet aufgliedern lassen. Während der *Kulturwandel* grundsätzlich das ganze Verbreitungsgebiet der LBK erfaßt, sind seine Äußerungen im einzelnen von Region zu Region verschieden. Gräber und „Idole“ (weibliche wie auch Gefäße in Tiergestalt) sind in diesen Phasen auffallend selten oder fehlen ganz. Da der Forschungsstand für beide Abschnitte absolut gleich ist, muß der Zufall ausgeschlossen werden. Wir dürfen annehmen, daß sich die LBK in der jüngeren Phase zu einer Bestattungsart bekannte, die archäologisch nicht faßbar ist (etwa Körperbestattung ohne Beigaben!). Ebenso sollte man von der Verwendung von Kultbildern abgekommen sein oder solche aus vergänglichem Material verwendet haben, die deshalb ebenfalls archäologisch nicht nachweisbar sind. Der Schluß *e silentio* gibt hier einen wichtigen Hinweis.

Der so aufgezeigte Kulturwandel betrifft also nicht das ganze Kulturbild, wohl aber nicht unwichtige Teile der Kultur wie Bestattungssitte und Kult. Zugleich ändert sich die Verzierung, die möglicherweise auch Symbolcharakter hatte.

Das Beispiel führt damit mitten in den Fragenkomplex hinein, der mit dem Begriff „*Kulturwandel*“ angeschnitten wurde. Was besagt dieser Wandel in wichtigen Teilen der Kultur? Wandeln sich nicht gerade jene Teile, denen wir die wesentlichste Bedeutung zuzuschreiben geneigt sind? Sicher hat hier ein Wandel stattgefunden, der nicht rein äußerlicher Natur war, also nur etwa die Bedeutung einer Mode (im Gegenwartssinne) hätte. Änderung in Bestattungssitte und Kult verrät eine tiefgehende Wandlung in der Einstellung zum Toten und zum Tode wie auch zu den verehrten Mächten. Die Veränderung der Verzierung allein könnte aus Überdruß erklärt werden, wenn sie einfach weniger sorgfältig oder schematischer würde. Aber der Wechsel in der Motivwahl und im Verhältnis von Verzierung zu Verzierungsträger verrät eine weitergehende Änderung, da gleichsam ein Wandel im Geschmack eintritt.

Auf der anderen Seite bleibt die wirtschaftliche, soziale und technische Seite der Kultur vom Wandel anscheinend unberührt. Die alten Siedlungsplätze werden turnusmäßig weiter aufgesucht, aber der Wirkungsbereich der Kontakte ist geringer, obwohl Einzelobjekte von Gruppe zu Gruppe gelangen. An einer Kontinuität der LBK und der sie tragenden Bevölkerung kann man also kaum zweifeln, so daß wir die vorher gestellte Frage wiederholen müssen: Wie kommt ein Kulturwandel bei Bevölkerungs-

kontinuität und bei in wichtigen Teilgebieten unveränderter Kultur zustande? Liegt eigene Entwicklung vor derart, daß sich fortschrittliche Einzelne gegenüber nachlassendem Gesellschaftszwang durchsetzen konnten? Und wenn, geschah das an mehreren Stellen innerhalb der Kultur oder ging es von einem engen Gebiet aus? Oder kam gar der Anstoß, ein Einfluß, von außen, und wo haben wir ihn zu suchen? Welcher Art war der Einfluß? Wurde ein fremder Glaube verbreitet, in Form einer Mission oder verbunden mit einem gewaltsamen Oktroi?

Es leuchtet ein, daß es für diese Fragen keine Patentlösung geben kann. Aber daß wir mit unseren Methoden schon so weit kommen, daß man diese Fragen gezielt stellen kann, ja stellen muß, zeigt, wie sehr man einer kulturhistorischen Aussage nahe kommen kann. Freilich wird man nun in jedem Einzelfall die Argumente zusammensuchen müssen, um festzustellen, ob es schon eine Antwort gibt und welchen Grad an Wahrscheinlichkeit sie beanspruchen kann. Im Falle der LBK denkt man etwa an zunehmenden Einfluß der sogenannten stichbandkeramischen Kultur oder der „Rössener“ Kultur; auch an das Überhandnehmen aufgesogener eingessener Jäger- und Sammlerkulturen, die gleichsam von innen heraus ihre geistige Tradition der Bestattungssitte und eines bildlosen Kultes wieder gegenüber der anderen, müde werdenden Tradition durchsetzen. Das sind mögliche Ausdeutungen des Befundes mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit. Aber auch wenn sie im einzelnen umstritten sind, bleibt doch die Feststellung als Gewinn, daß bei Bevölkerungskontinuität und Beibehaltung der technisch-wirtschaftlich-sozialen Struktur im Verlaufe der LBK-Kultur eine tiefgreifende Umwandlung auf geistigem Gebiet festzustellen ist, die sich in der materiellen Kultur wenigstens in der Verzierung niederschlug.

Es besteht in der urgeschichtlichen Forschung noch keine Einigung darüber, wann man einen Kulturwandel als so stark ansehen muß, daß man ihn als Kulturbruch zu bezeichnen hat. Da wir bei der definierenden Beschreibung von verschiedenen Formenkreisen und bei ihrer Gleichsetzung mit „Kulturen“ noch ohne genaue Kenntnis der relativchronologischen Stellung der Erscheinungen zueinander sind, können die Veränderungen von Kultur zu Kultur zeitlich oder räumlich erklärt werden. Im Falle der LBK hatten wir, bei gesicherter chronologischer Situation, von Kulturwandel im wörtlichen, die Zeitverschiebung einschließenden Sinne sprechen können. Wo eine solche Klarheit noch nicht besteht, kann die gegenüber der „Standard-Kultur“ abgewandelte, also einem Kulturwandel unterworfenen Kultur auch räumlich von der anderen abgesetzt sein. Es kann sich um eine Filial-Kultur mit progressiver Eigenentwicklung handeln oder um eine Mischkultur. Wie in der zeitlichen, muß auch in der räumlichen Dimension an Kulturwandel gedacht werden, wobei das Aufsuchen der Gründe für diesen Wandel wieder in den Bereich der Analogie-Interpretation führt.

Wie Kulturwandel zeitlich oder räumlich aufgefaßt werden kann, so auch der Kulturbruch. Wenn zwei oder mehrere von uns ermittelte Formenkreise, die wir als Hinterlassenschaft von Kulturen zu erklären bereit sind, sich so stark unterscheiden, daß wir sie eben überhaupt ganz getrennt betrachten, besteht zwischen ihnen fast keine Beziehung mehr. In räumlicher Beziehung sprechen wir dabei dann nicht von Kulturbruch, sondern von den trennbaren Wirkungsbereichen zweier oder mehrerer Kulturen, die gleichzeitig nebeneinander bestanden. Wenn aber eine Kultur in ihrem eigenen Lebensraum durch eine andere abgelöst wird, die so stark von ihr verschieden ist wie sonst etwa zwei gleichzeitig nebeneinander bestehende, dann ist ein Kulturbruch im zeitlichen Aspekt erfaßt. Es darf hier schon vorweggenommen werden, daß sich in diesem Falle als wichtigste die Frage stellt, ob der Kulturbruch mit Kontinuität oder Diskontinuität der Bevölkerung gekoppelt ist.

Im Gegensatz zum Kulturwandel befassen wir uns beim Kulturbruch nur mit diesem zeitlichen Aspekt. Die Art unserer Quellen hat es mit sich gebracht, daß man einen

Kulturbruch — als Extremfall des Kulturwandels — primär dort gesehen hat, wo die materielle Kultur sich stark wandelte. Wenn also z. B. in den Kulturen der sogenannten Frühbronzezeit die Beigabe von Schmuck aus Kupferdraht und -blech üblich, und darüber die Beigabe von Keramik vernachlässigt wurde, schien das ein extremer Wandel des Kulturbildes zu sein, obwohl man gleichzeitig konstatierte, daß die Bestattungssitte, Hockerlage mit Beigaben, die gleiche blieb wie in verschiedenen Kulturen der vorausgehenden Jungsteinzeit oder der Steinkupferzeit. Ja die starke Bevorzugung von Schmuck aus Muscheln und Knochen hatte in der steinkupferzeitlichen „Badener Kultur“ ihre Vorläufer. Hier wäre doch wirklich zu fragen, ob die Änderung der Beigabensitte und die dadurch faßbar werdende Anreicherung mit Metallgerät die Berechtigung gibt, von einem Kulturbruch, d. i. vom plötzlichen Auftreten einer neuen Kultur zu sprechen. Man war seiner Sache aber so sicher, daß man gerade an diese Stelle sogar die große Epochentrennung von Stein- zu Bronzezeit legte. Die Berechtigung, hier tatsächlich das Auftreten einer neuen Kultur zu sehen, wird jedoch von ganz anderer Seite bezogen. Bei der Aufstellung der frühbronzezeitlichen Formenkreise zeigt sich, daß deren Gräberfelder nirgends mit solchen der doch so gut vergleichbaren Badener Kultur verbunden waren. Nirgends gibt es bisher ein Gräberfeld, das kontinuierlich von der Badener Kultur in die Frühbronzezeitkultur hinein belegt wäre. Der nur an der Bereicherung durch neue Schmuckformen ablesbare Kulturwandel bei sonst gleichbleibender Bestattungssitte geht mit einem Neubeginn der Belegung aller vergleichbaren Friedhöfe zusammen. Die dazugehörigen Siedlungen sind unbekannt, während von der im Kulturbild vergleichbaren Badener Kultur Siedlungen und Gräberfelder bekannt sind. Lassen wir — wie vorher beim Beispiel LBK — den Schluß *e silentio* zu, dann ergibt sich, daß die Siedlungen der betroffenen Frühbronzezeitkulturen von einer Art gewesen sein müssen, die ihre Entdeckung und Definition mit archäologischen Mitteln nicht zuläßt; das kann beim heutigen Forschungsstand nur auf Faktoren zurückgeführt werden, die bei der Siedlungsanlage wirksam waren, etwa extrem leichte Bauweise oder auf kurze Dauer, so daß wenig typischer Kulturniederschlag blieb.

Das Beispiel macht wohl deutlich, daß der extrem erscheinende Kulturbruch wirklich gedeutet werden kann nur in Verbindung mit Beobachtungen über Kontinuität oder Diskontinuität von Siedlungsanlagen, wobei der Friedhof stellvertretend für die Siedlung stehen kann. Ein Kulturbruch oder wenigstens ein sehr starker Kulturwandel wird auch zwischen der steinkupferzeitlichen Glockenbecherkultur Böhmen-Mährens und Süddeutschlands einerseits und der frühbronzezeitlichen Aunjetitzer Kultur (Böhmen-Mähren) oder der Straubinger Kultur (Bayern-Oberösterreich) festgestellt. Auch hier sind die Formenkreise fast allein aufgrund von Grabfunden zusammengestellt worden, die Häufigkeit klarer Befunde und Fundgesellschaften hat jedoch die Berechtigung der Abgrenzung ergeben. Im allgemeinen sind Gräber und Gräberfelder beider Kulturen klar getrennt; aber in einem Fall (Polepy) enthält ein Gräberfeld am Anfang der Belegung noch einige Gräber mit Ausstattung der Glockenbecherkultur, die übrigen sind klar dem Aunjetitzer Formenkreis zuzuweisen. Auch hier sollte man so urteilen: Der Wandel in der Masse der Kulturelemente ist so stark, daß von einem Kulturbruch zu sprechen ist, aber die Bestattungssitte bleibt weitgehend die gleiche, auch Art und Zusammensetzung der Beigaben (Keramik, Waffe, Schmuck). Aber mit der Änderung der materiellen Kultur geht auch hier eine Aufgabe der Friedhöfe parallel außer in dem einen genannten Fall. Er setzt wenigstens für dort Bevölkerungskontinuität voraus und zwingt uns zu dem Schluß, daß die dortige Bevölkerung zu einem gegebenen Zeitpunkt eine neue Kulturausstattung entwickelt oder übernommen hat; es sei denn, wir dächten daran, daß Träger der neuen Kultur aus irgendwelchen Gründen die Nachfolge anderer so weitgehend antraten, daß sie auf dem gleichen Friedhof in Wahrung der Belegungskontinuität bestatteten.

Auch dieses Beispiel zeigt die Möglichkeiten und Grenzen, den Kulturwandel oder Kulturbruch zu historischen Aussagen zu nutzen. Für uns geht es ja darum zu erkennen, ob Kontinuität der Bevölkerung vorlag oder nicht, und welchen Geschehenshintergrund der Kulturwandel hatte. Im vorliegenden Fall möchte man das Mengenkriterium entscheiden lassen und gegenwärtig etwa so formulieren: Zwischen Glockenbecherkultur einerseits und Aunjetitz-Straubinger Kultur andererseits bestehen so starke Unterschiede im Bestand an Kulturelementen und ist die Diskontinuität der Bestattungsplätze so ausgeprägt und allgemein, Kontinuität auf so wenige Ausnahmen beschränkt, daß von einem Kulturbruch gesprochen werden darf. Dieser traf die kulturtragenden Menschengemeinschaften so tief, daß sie — bei anzunehmender Bevölkerungskontinuität — ihre Bestattungsplätze unter dem Einfluß des Neuen aufgaben und andere anlegten. Nimmt man gar Diskontinuität als erwiesen, dann müssen wir auf eine — mehr oder weniger allmähliche und mehr oder minder gewaltsame — Verdrängung der Träger der alten durch die Träger der neuen Kultur schließen.

Bei der Definition von Kulturwandel und Kulturbruch handelt es sich also zunächst darum, die Abgrenzung der Formenkreise in der Zeit genügend sorgfältig vorzunehmen. Der Formenkreis wird um so klarer abzugrenzen sein, je mehr Siedlungen und Gräberfelder im gleichen Entwicklungsstadium abbrechen. Denn durch den Abbruch wird ja der Rahmen für die Fundgesellschaft und damit für den Formenkreis gespannt. Es kann aber keineswegs vorausgesetzt werden, daß der Abbruch von Siedlungen und ein Wechsel in der materiellen und der geistigen Kultur zusammenfallen müssen. Man kann nach Aufgabe der alten Siedlung am neuen Ort genau dort mit der Produktion von Kulturgütern anfangen, wo man am alten Ort hatte aufhören müssen; es sei denn, man wolle Aufhören einer Siedlung oder Abbrechen eines Gräberfeldes mit völligem Verschwinden der Bevölkerung (Ausrottung durch Seuchen oder Feinde) erklären. Das hat es in Einzelfällen gewiß gegeben, kann aber — der Erfahrung nach — kaum zur Norm erhoben werden.

So können Formenkreise und Kulturen zusammengefaßt werden, bei denen Kulturwandel zwar spürbar und nachzeichenbar ist, die Beurteilung seiner Intensität aber schwankend bleibt wie zugleich auch die Fixierung der Zäsuren. Ein deutliches Beispiel dafür ist die Abtrennung der Hallstattkultur von der Urnenfelderkultur in Süddeutschland. Ursprünglich umfaßte der Begriff „Hallstattkultur“ nur den Formenkreis, der nach dem Gräberfeld Hallstatt und den beiden in ihm feststellbaren Entwicklungsstufen zusammengestellt war. Aufgrund von Ähnlichkeiten in der materiellen Kultur und von Verschiedenheiten zu Formen der vorausgehenden Hügelgräberkultur wurden die Fundgesellschaften der später Urnenfelderkultur genannten Kultur an die Hallstattkultur angeschlossen und ebenfalls in zwei Entwicklungsstufen gegliedert. Die neue „Hallstattkultur“ umfaßte nun vier Entwicklungsstufen (Ha A - D), deren beide älteren im Gräberfeld Hallstatt selbst nicht vertreten waren. Indem man später wieder mehr das Trennende sah und sich eben der Tatsache wieder bewußt wurde, daß ja erst mit Ha C das Gräberfeld von Hallstatt einsetzte, nannte man die Kultur der Entwicklungsstufen Ha A und Ha B „Urnenfelderkultur“. Der Wandel von Ha B zu Ha C wurde als so stark empfunden, daß man von zwei Kulturen glaubte sprechen zu müssen.

Eine Verfeinerung des Systems der Urnenfelderkultur, die Wandlungen im Kulturbild relativchronologisch weiter verwertete, brachte eine Einteilung in die Entwicklungsstufen Ha A1, Ha A2, Ha B1, Ha B2, Ha B3, wobei die Trennung von Ha B2 und Ha B3 am stärksten umstritten blieb. Die markanteste Veränderung scheint nun zwischen Ha B1 und Ha B2/3 zu liegen. Das hat zur Folge, daß man heute die Urnenfelderkultur mit Ha B1 enden und die Hallstattkultur mit Ha B2/3 beginnen läßt.

Das sind zunächst zwar nur Fragen der Systematisierung der Formenkreise, sie sind zugleich aber kulturhistorisch wichtig. Denn wieder stellt sich ja die Frage, ob der

Kulturwandel so groß ist, daß er einem Bruch nahe kommt (wenn die Beibehaltung des Namens „Hallstattkultur“ nicht allein in der Wissenschaftstradition begründet ist, muß mit der Benennung der Kultur ab Ha B2/3 ja etwas gemeint sein); weiter, ob der Bruch mit Kontinuität oder Diskontinuität der Siedlungen und Gräberfelder parallel geht, und dann, ob Gründe innerer oder äußerer Natur für den Bruch maßgebend waren. Die Fragen sind noch nicht genügend erforscht, um einfach beantwortet werden zu können. Zwar kann man mit Ha B2/3 einen Wechsel der Bestattungssitte (Grabhügel statt Flachgrab, aber Fortführung der Leichenverbrennung) konstatieren und damit eine Verlagerung der Gräberfelder; auch ein Teil der Siedlungen scheint aufzuhören. Andererseits aber sind Gräberfelder kontinuierlich belegt (Kelheim in Bayern von Ha A2 bis Ha C), und weiter scheint es so, als ob die schärfste Zäsur doch zwischen Ha B2/3 und Ha C läge, da die Mehrzahl der bekannten Hallstatt-Gräberfelder — ähnlich Hallstatt selbst — erst mit Fundgesellschaften der Entwicklungsstufe Ha C beginnen. Auch die reichen Ufersiedlungen der Schweiz („Pfahlbauten“) scheinen nicht über Ha B2/3 hinaus bestanden zu haben, während sie die Zäsur zwischen Ha B1 und Ha B2/3 überdauerten. Hinzu kommt, daß wir in Ha B2/3 Erscheinungen fassen, die mit Einflüssen östlicher Kulturen verknüpft werden können, in denen Pferd und Wagen, Reiten und Fahren bedeutsam sind. Ab Ha C macht sich die Verwertung des Eisens als verändernder Wirtschaftsfaktor stärker bemerkbar, zugleich finden wir Anzeichen einer sozialen Gliederung der Gesellschaft, die in Ha D den Höhepunkt einer vertikal streng aufgebauten Gesellschaft erreicht.

Angesichts dieses Kulturbildes wird die Frage nach der Bedeutung des Kulturwandels noch komplizierter, da nicht allein die Kontinuität und Diskontinuität zu beurteilen sind, sondern die Möglichkeiten geprüft werden müssen, wieviel vom Kulturwandel Folge des Fremdeinflusses sein kann und wieviel von der veränderten Wirtschafts- und Sozialordnung verursacht wurde. Dabei können alle drei Faktoren in Wechselbeziehung stehen und mit und gegeneinander wirksam geworden sein.

Aus den drei Beispielen zum Kulturwandel oder Kulturbruch sollte klarwerden, wo die Grenze zwischen dem aus den Quellen durch Vergleich Feststellbaren und der kulturhistorischen Ausdeutung liegt. Mit Auswertung von Vergleichen und Fundgesellschaften erreichen wir die Aufstellung von Formenkreisen (Neutralbezeichnung für Quellengruppen, einschließlich sicher erschließbarer Fakten) und ihre Erklärung als Kulturen (erste Deutung unter Anwendung der Prägungs und Traditionsbildungstheorie). Die Beobachtung und Analyse von Kulturwandel in verschiedenem Grad der Intensität erlaubt zwar den Schluß auf ein Geschehen, das zu dem gewandelten Kulturzustand führte, läßt aber für das Erkennen der Art des Geschehens bisher nur Wahrscheinlichkeitslösungen zu, die ihrerseits ganz aus der Analogie gewonnen werden müssen. Einsicht in historisch bekannte Vorgänge (vorgangstypischer, nicht vorgangs-individueller Natur) und Abwägen der aus den Quellen gelieferten Argumente (bei genügender Vorsicht auch Verwendung des Schlusses *e silentio*) geben hier allein die Möglichkeit, zu Ergebnissen zu gelangen, die dazu verhelfen, ein immer detaillierteres kulturhistorisches Bild der Urzeit zu zeichnen; ein Bild, in dem durch Verringerung des Abstandes von Zustandsbild zu Zustandsbild der Eindruck des Geschehens allmählich vorherrschend wird.

Theorien des Kulturwandels, kritisch dargestellt

Grundlagen der Kritik

Es muß nochmals betont werden, daß „Patentlösungen“ zur Erklärung von Kulturbeziehungen und Kulturwandel bei unserer Quellenlage gar nicht erwartet werden dürfen. Das soll mit kurzer abschließender Kritik an zwei Versuchen in dieser Richtung

verdeutlicht werden, am Versuch, die „Kulturkreislehre“ von der Ethnologie in die Urgeschichtswissenschaft zu übertragen, und an G. Kossinnas sogenannter „Siedlungsarchäologischer Methode“. Zuvor aber seien — ohne Anspruch auf Erschöpfung des Themas — einige Gedanken zum Kulturwandel allgemein vorgetragen, die aus der Fülle denkbarer Möglichkeiten einige herausgreifen sollen. Damit kann immerhin ein Rahmen abgesteckt werden, der angibt, vor welchem Aufgabenkomplex der zur Deutung der Kulturen fortschreitende Prähistoriker steht, der zugleich aber auch Ansatz sein kann für die Kritik an den beiden genannten Theorien. Denn auch Kossinnas „Siedlungsarchäologische Methode“ ist nichts anderes als die Ausnutzung einer, nicht einmal genügend solide unterbauten Theorie; eher noch Auswertung eines allgemeinen, an einigen subjektiv ausgewählten Beispielen erhärteten Eindrucks.

Eine Deutung des Kulturwandels scheint heute noch sehr gewagt, da selbst aus historisch überschaubaren Zeiten wohl Beschreibungen der Zustände, auch des Geschehens vorliegen, aber — besonders hinsichtlich der materiellen Kultur — nur wenige Untersuchungen über das Zustandekommen und die Wechselbeziehungen der Erscheinungen. Der Urgeschichtswissenschaftler ist daher weitgehend auf den ihm zur Verfügung stehenden Erfahrungsbereich angewiesen, der naturgemäß mit der Interessen- und Ausbildungsrichtung wechselt. Das Abwägen der Argumente gegeneinander kann daher einer subjektiven Gewichtsverteilung (bisher?) nicht entzogen werden, allein bis zur Aufstellung der Formenkreise kann durch Einführen von Messen, Definieren und Statistik die „Impression“ zurückgedrängt werden. An der Deutung des feststellbaren Kulturwandels ändert sich damit noch nichts, auch wenn der neutralere Ausdruck „Innovation“ gewählt wird, der nur einen anderen Terminus für die gleiche Erscheinung bringt. Denn was die Innovation bedingt, und zwar im historischen Einzelfall bedingt, das muß genauso durch Analogie gedeutet werden wie die Ursachen für den Kulturwandel.

Was man heute hier tun kann, ist allenfalls eine Untersuchungsrichtung, eher noch eine Folge von Überlegungen darzulegen, die nur den Zweck haben kann, vorschnelle und einseitige Urteile zu verhindern, die zu im Grunde unfruchtbaren Diskussionen führen müßten. Erklärungsmöglichkeiten des Kulturwandels haben zur Voraussetzung, daß eine gewisse Klarheit über die Schaffung von Kulturleistungen besteht. Dabei wird man, ohne unvorsichtig zu sein, schon so viel sagen dürfen, daß jede Leistung einmal von einem Einzelnen zuerst geschaffen worden sein muß. Ob und wie oft die gleiche Leistung von anderen unabhängig wiederholt werden konnte und wiederholt wurde, ist völlig ungeklärt, vielleicht auch unklärbar. Die Erfahrung zeigt aber, daß einmal gemachte Erfindungen durch Weitergabe der Erfahrung von anderen wiederholt werden können. Strenge Einhaltung der zur Herstellung nötigen (oder für nötig gehaltenen) Regeln strebt dabei eine möglichst genaue Wiederholung des Prototypus an, wobei selbst zweckverbessernde Neuerungen (zeitweise) unterdrückt werden können. Erst bei ganz bestimmten Situationen oder Konstellationen scheint eine Veränderung einer einmal akzeptierten Form möglich; Wesen und Zeitpunkt derartiger Konstellationen sind unerforscht (unerforschbar?). Wir möchten daraus die Existenz zweier, einander entgegenwirkender Kräfte bei der Kulturleistung ableiten: die schöpferische, auf Neuerung ausgehende meist wohl des Einzelnen und die prägende (Erfahrung konservativ weitergebende) Tradition, möglich nur in der Menschengemeinschaft. Dabei kann die kleinste Gesellschaftseinheit schon ihre Wirkung ausüben. Der Mensch also „*homo socialis*“ ist von Natur aus in die Gesellschaft eingebunden und damit in seinen Handlungen zu einem Ausgleich zwischen seinem schöpferischen Vermögen und den Anforderungen der Gesellschaft gezwungen. Man kann in einer solchen Auslegung die Anerkennung des von der „Typologie“ verwendeten Prinzips sehen, daß eben die „Produkte menschlicher Arbeit sich nach einer Naturgesetzmäßigkeit“ entwickeln. Bei der Suche nach den Wirkungsfaktoren scheint aber doch ein Gewinn zu verzeichnen gegenüber dem bloßen Anerkennen des „Natur-

gesetzes“: Seine natürliche Veranlagung gibt dem Menschen nicht die volle Entscheidungsfreiheit, sondern nur eine bedingte, wobei je nach dem Grade, den er zu erreichen vermag, eine stärkere oder schwächere Eigenleistung erzielt wird.

Weiter wird man die alte Erfahrung nützen können, daß die bewahrende Kraft durch das Zusammenwirken der Vielen meist stärker sein wird als die fortschrittliche der Wenigen (wobei mit „fortschrittlich“ kein Wertinhalt verbunden sein soll; nur der Schritt zum „anders“ ist gemeint). Man kann sich aus dem Zusammenwirken von Menschen, die diese beiden Kräfte vertreten, gut das Entstehen von Kulturen erklären, auch einen völlig internen Kulturwandel. Man könnte, blieben Gesellschaften isoliert, wohl sogar eine evolutionistische Typologie vertreten.

Freilich darf bei einer solchen, gleichsam eine Bipolarität vertretenden Darstellung nicht übersehen werden, daß es die Extreme praktisch nicht gibt, ja daß auch eine gegenteilige Wirkung angenommen werden kann. Z. B. ist durchaus belegt, daß erst die Möglichkeiten und Mittel, die eine Gesellschaft geistig und materiell bereitzustellen vermag, ihrerseits Fortschritt auslösen können, daß nur durch sie Einzelne zu Fortschrittsleistungen befähigt werden. Außerdem ist genugsam bekannt, daß erst die Resonanz der Vielen einer Erfindung zum Durchbruch verhilft. Erfindungen, für die kein Verständnis oder kein Bedarf bei der Gesellschaft vorhanden ist, bleiben oft generationenlang ungenutzt.

Es kommt als wichtige wirkende Kraft die Beweglichkeit des Menschen und seiner Gesellschaften hinzu. Die ihm eigene Neugier (Erkenntnisdrang) richtet sich nicht nur auf die ihn umgebenden Sachen, sondern auch auf den Raum. Dabei kann man, wieder auf der Basis der Erfahrung, den beharrenden (hier: nach Ruhe am Ort strebenden) Vielen die wandernden Einzelnen gegenüberstellen, wobei „Einzelner“ oder „Wenige“ immer relativ zu fassen ist. Es gibt Beispiele genug für „Bewegung“ von Gruppen, es sei nur an das historisch bekannte Phänomen von Auswanderung, Entsendung von Kolonien oder an Eroberungszüge von Kriegergruppen erinnert, deren Ursachen wohl noch nicht als in allen Fällen voll geklärt angesehen werden können. Beweglichkeit ermöglicht Kontakte, und der Kontakt bereichert die Skala der kulturwandelnden Kräfte.

Die Konfrontierung von Eigenem und Fremdem kann unter den verschiedensten Bedingungen erfolgen: Der wandernde Einzelne (Händler, Missionar) kann seine Kultur anderen teilweise oder als Ganzes bringen wollen und kann dabei auf alle Grade von Aufnahmebereitschaft oder der Ablehnung stoßen, wobei wiederum innerhalb der betroffenen Gesellschaft die Aufnahmebereitschaft von Einzelnen oder ganzen sozialen Gruppen durchaus verschieden sein kann. Je komplizierter der soziale Aufbau der Gesellschaft, desto vielfältiger können die Auswirkungen eines fremden Angebotes sein. Auslösender Faktor dürfte in jedem Falle wohl eher der Nachahmungstrieb, weniger eine rationelle Einstellung sein, obwohl diese gerade bei der Übernahme technisch-wirtschaftlicher Neuerungen mitsprechen kann. Keinesfalls wird man aber die „ratio“ überbewerten dürfen, da irrationale, emotional wirkende Momente oft stärker sein können.

Wie die Wirkung des aus einer Kultur in die andere gehenden Einzelnen, der etwas bringt, so kann auch die des in die Fremde gehenden Einzelnen, der etwas in die eigene Kultur zurückbringt und als der „gereiste Mann“ Bewunderung und Nachahmung auslöst, Kulturwandel durch Kontakt und Fremdeinfluß schaffen. Wesentlich intensiver kann, muß aber nicht, Dauerkontakt in Grenzgebieten wirken. Dieser Kontakt kann friedlicher oder feindlicher Natur sein mit dem Extrem, daß eine Gesellschaft ganz unter die Macht einer anderen gerät und zu deren Kultur freiwillig oder gezwungen übergeht. Aber auch hier ist das Gegenteil belegbar, daß der Sieger die Kultur des Besiegten ganz oder teilweise übernimmt; dies besonders wohl dann, wenn der Sieg nur eine Abwehr war und der — immer noch imponierende — Gegner Vorbild auf ganzen Sektoren der Kultur wird.

Man könnte wohl einen ganzen Katalog von Möglichkeiten aufstellen, die alle einen mehr oder weniger intensiven Kulturwandel auslösen. Das kann hier weder unsere Aufgabe sein, noch liegt es — arbeitsmäßig — schon im Bereich des Möglichen. Allein diese Skizzierung einiger Hauptlinien kann schon klarstellen, daß die Zahl der Möglichkeiten zu hoch ist, als daß eine einzige Lösung der Frage gegeben werden könnte, was Kulturwandel kulturhistorisch aussagt. Unsere Quellen erlauben nur die Feststellung eines Kulturwandels und ein Abwägen seiner Intensität. Für seine Deutung muß von Fall zu Fall eine Lösung aus den Argumenten der individuellen Situation gesucht werden.

Ansatzpunkte dazu gibt es genügend: Wenn ein Kulturwandel in mehreren benachbarten Kulturen erscheint und überall zu zwar je verschiedenen, aber in gleiche Kategorien fallenden Umformungen führt, kann man auf einen recht intensiven Einfluß schließen, sofern es gelingt, für gerade diese Umformungen eine ältere Tradition in einer der betroffenen oder in einer außerhalb liegenden Kultur zu finden. Ein anderer Ansatzpunkt ist die Untersuchung, ob ein Kulturmerkmal isoliert übernommen wird oder in seinem vollen Sinnbezug mit anderen (etwa Symbolkomplexe in bezug auf Symbolträger; Wirtschaftsform und dazugehörnde Geräte in Wechselbeziehung zu bestimmten Kultformen; Herrschaftszeichen). Hier sind wieder viele Abstufungen möglich bis zur völlig sinnentleerten Annahme der äußeren Form. Die Urgeschichte kann hier sehr profitieren, wenn sie sich der Erfahrungen der Ethnologie und der historischen Disziplinen bedient; freilich nicht in Übernahme der Theorien zur Erklärung der Gesamterscheinung, sondern in der Auswahl gut durchforschter Einzelbeispiele für die Analogie oder grundsätzlicher Erwägungen, die die Vielfalt der Erscheinungen erkennen lassen.

Wichtig für die Ausdeutung des Kulturwandels wären noch Erkenntnisse darüber, unter welchen Voraussetzungen sich innerhalb einer Kultur die umformenden Kräfte gegenüber den beharrenden durchsetzen können oder — auf die Kontakte und die Kulturübertragung ausgedehnt — unter welchen Bedingungen erhöhte Aufnahmebereitschaft für fremdes Kulturangebot besteht. Es wäre z. B. interessant zu prüfen, inwieweit politische Erschütterungen, etwa kriegerische Ereignisse, auflockernd wirken. Es könnte sich dadurch ein Argument gewinnen lassen, das es erlaubt, aus einem festgestellten, durch Fremdeinfluß ausgelösten Kulturwandel auf ein zurückliegendes „ausenpolitisches“ Ereignis zu schließen. Man könnte dann nicht nur die Tatsache des Wandels, die Richtung, aus der der Anstoß kam, sondern auch die Art des auslösenden Ereignisses gewinnen.

Aufschlußreich kann auch die Überprüfung der Auswahl an Kulturelementen sein, die aus einem breiteren Angebot getroffen wird. Zusammen mit den Beobachtungen über die Wechselbezogenheit gewisser Elementgruppen und ihre mögliche Sinnentleerung kann auch sie Aussagen über Art und Grad der Kulturbeziehungen machen. Schließlich kann die Stärke der eigenen Tradition — selbst bei größter bewußter Aufnahmebereitschaft — noch insofern hemmend oder wiederum verändernd wirken, als das Vorstellungsvermögen so vorgeprägt ist, daß ein Unvermögen zu echter Nachahmung entsteht. Das kann etwa im künstlerischen Bereich nachgewiesen werden, wo am Einzelobjekt deutlich die imitierte Vorlage erkennbar werden kann, jedoch die Tradition — und die Zeitkunst — den Blick so verstellt haben, daß alte Züge — oder zeitgebundene — unbemerkt vom nachahmenden Künstler und seinen Zeit- und Kulturgenossen, mit eingeflossen sind. Diese erlauben heute, die Bindung des Künstlers in eine Tradition zu erkennen, zugleich die Absicht zur Imitation zu beweisen, also den Kulturwandel als z. T. beabsichtigt erscheinen zu lassen.

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wo gegenwärtig im Bereich der Interpretation die Aufgaben urgeschichtlicher Forschung liegen; gleichzeitig, daß wir genauso weit von einer verbindlichen Lösung entfernt sind wie die anderen kulturhistori-

schen Disziplinen; daß aber unsere Quellen auch wieder nicht so gering fließen, daß nicht die Zeichnung von Kulturbildern in Zeit und Raum und indirektes Festhalten von Geschehen in ganz großen Zügen möglich wäre.

Der Versuch, aus Formenkreis und Kultur historisches Geschehen abzulesen, hat zur Annahme zweier Theorien geführt, die zunächst großartige Lösungen zu erlauben schienen, dann aber wegen der Einseitigkeit ihrer Argumentation in Sackgassen führten, aus denen man erst wieder auf die große Straße zurückkehren mußte. Es waren die konsequente Übernahme der Kulturkreislehre durch O. Menghin² und G. Kossinnas³ „Siedlungsarchäologische Methode“. Mit beiden müssen wir uns ganz kurz beschäftigen, da ebenso wie im Falle der Übernahme der Evolutionstheorie durch O. Montelius bei Einführung der „Typologischen Methode“ Ergebnisse erzielt wurden, die inzwischen nicht nur Lehrmeinung wurden, sondern teilweise das Gewicht von gesicherten Fakten erlangten. Werden sie als solche verwendet, ohne daß man sich ihrer theoretischen Begründung und deren Anfechtbarkeit bewußt wird, ist das ganze auf ihnen zu errichtende Gebäude von Schlüssen hinfällig.

Kulturkreislehre

Die Aufstellung von Kulturenkreisen aufgrund vergleichbarer gemeinsamer Merkmale (*Ipsoiden*) und Merkmalkombinationen ist in der Urgeschichte genauso berechtigt wie in der Ethnologie. In beiden Wissenschaften stand man vor der Aufgabe, aus beschreibbaren, räumlich abgrenzbaren Zustandsbildern von Teilkulturen der Gesamtmenschheitskultur den geschichtlichen Ablauf zu rekonstruieren, der zu dem in den Bildern erfaßten Zustand hinführte. Es galt, ihre Beziehungen im Raum und ältere Zustände in der Zeit zu ermitteln. Der Vergleich der Kombinationen von Kulturelementen (Formenkreisen) durfte zu dem Schlusse führen, daß, je zahlreicher die vergleichbaren Elemente, um so enger die Beziehungen von Kultur zu Kultur seien (von der Frage, ob neben das Quantitätskriterium nicht auch das der Qualität treten müsse, sei hier zunächst abgesehen). Schon stärker umstritten muß aber sein, ob man eine „Basiskombination“ von Kulturelementen herausarbeiten kann, die in dieser Form älter, ja die „Urkultur“ des Kulturenkreises sein müsse. Man kann zu dieser Auffassung dadurch kommen, daß man den Kreis der verglichenen Kulturen immer weiter schlägt, bis bei allen eben nur noch eine Basiskombination von Elementen gemeinsam ist. Nimmt man den Kreis in dieser Größe dann als Arbeitseinheit, muß man ja zu dem Schluß gelangen, daß alle nicht zur Basisgruppe gehörenden Elemente additiv sein müßten; das bedeutet aber sekundär, also zeitlich später oder jünger. Das gilt auch, wenn man sie aus Differenzierung, also als Entwicklung zum Speziellen hin erklärt. Eine Kultur, die nur die Basiskombination (und inzwischen verlorengegangene Zusatzelemente?) besaß, konnte als historisch älteste (-Ausgangs-) Kultur erschlossen werden. Zwischenstufen waren aus der Kombination der additiven Elemente erschließbar. Nahm man dann das Modell des Stammbaums zur Erklärung, so ergab sich ein von einer Urkultur aus sich ständig differenzierender Kreis von Tochterkulturen. Im Grunde war hier weiter das Evolutionsprinzip ausgenutzt. Völlig anfechtbar ist aber dann die mit

² O. Menghin, Zur Geschichte der altpaläolithischen Kulturkreislehre, in: Wiener Prähist. Zeitschr. 14 (Wien 1927); ders., Weltgeschichte der Steinzeit (Wien 1931).

³ G. Kossinna, Über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland, in: Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 6 (1895); ders. in: Correspondenzblatt d. deutsch. Gesellschaft f. Anthropol., Ethnol. u. Urgesch. 26 (München 1895 [Auszug]), 27 (1896 [Nachtrag]); ders., Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet, in: Zeitschrift für Ethnologie 34 (Berlin 1902).

dem Denkmodell des Stammbaums eingeführte Deutung auf Urverwandtschaft aller im Kulturkreis erfaßten Kulturen.

Auch wo das Denkmodell des Stammbaums durch die „Wellentheorie“ ersetzt wird, um an die Stelle des biologischen Bildes ein historisches zu setzen und zugleich die nicht zu leugnenden Möglichkeiten des Kulturwandels durch Kontakte und Mischung zuzulassen, ist es kaum eher zulässig, mehr als Beziehungsintensitäten aus dem Vergleich der Elementkombinationen abzuleiten. Die Intensitätsgrade unmittelbar und generell umzudeuten in Zugehörigkeitsgrade zu einem Kultur- oder gar Machtkomplex, ist sicher nicht gerechtfertigt. Denn auch bei Annahme von Überlagerung von Substraten durch eine sich ausbreitende Kultur muß ja im Einzelfall nachgewiesen werden, ob etwa mit der Übernahme eines Elementes oder einer Elementkombination mehr zu verbinden ist als eben ein Ersatz eigener durch fremde Kulturelemente. Es müßten in jedem Einzelfall eben die oben für die Urgeschichte vorgetragenen Prüfungen vorgenommen werden. Dann ließe sich vielleicht das historische Zusammenwachsen des einen oder anderen Kulturkreises nachzeichnen, wobei aber die Kriterien etwa für die chronologische Stellung der Zwischenstufen nicht aus der Art der Elementkombination zu gewinnen wären, sondern von außerhalb, da ja nur so das Zustandekommen ermittelt werden kann.

Ein wesentlicher Einwand erhebt sich noch, wenn man die hier ermittelte „Basiskombination“ gar nicht als solche auffaßt, sondern eine der scheinbar differenzierten Kulturen als Ausgangspunkt der Betrachtung wählt. Dann unterscheiden sich alle Kulturen, die die „Basiskombination“ aufweisen, dadurch, daß sie die Restmerkmale durch andere ersetzt haben. Die Restmerkmale der angenommenen Ausgangskultur oder bei jeder sonst verglichenen Kultur können aber bei anderen Kulturen wiedergefunden werden, die die „Basiskombination“ nicht haben, dafür aber andere „Basiskombinationen“ besitzen können. Woher nimmt man Kriterien, um zu entscheiden, welche Kombinationen stärker an die Trägergemeinschaft gebunden sind? Hier müßten Qualitätskriterien gefunden werden, die den Grad der Bindung von Kulturelementen aneinander (Wechselbezogenheit) zu ermitteln erlauben und so etwa Lösung eines Elementes aus einer erfahrungsgemäß sonst wirksamen Bindung zu erkennen gestatten (vgl. oben: Sinnentleerung). Beobachtung von Isolierungen könnten den Schluß auf sekundäre Verwendung des Merkmals, also auf Fremdherkunft zulassen und seinen Wert innerhalb der Kultur angeben. Er sollte ein geringerer sein als der von Elementen, bei denen die Bezogenheit vorhanden und wirksam ist.

Aus dem Gesagten dürfte folgen, daß der systematisierende Prozeß des Heraussiebens von vergleichbaren Elementkombinationen und die arbeitshypothetische Zusammenfassung von Kulturen mit vergleichbaren „Basiskombinationen“ zu Kulturkreisen durchaus berechtigt ist, daß aber die Deutung eines Kulturkreises genauso für jeden Einzelfall gesucht werden muß wie die Deutung jeder Einzelkultur. Dabei bleibt sogar die Möglichkeit gegeben, daß bei der Prüfung der für eine Deutung nötigen Argumente der Zusammenschluß sich als historisch weniger oder anders relevant erweist als Beziehungen zu Kulturen, die außerhalb des Zusammenschlusses bleiben mußten.

All das gilt in erhöhtem Maße für die Übertragung auf das „skelettierte“ prähistorische Quellenmaterial. Man kann den gleichen systematisierenden Arbeitsprozeß vornehmen und einzelne Formenkreise oder Kulturen auf gemeinsame Merkmale hin untersuchen. Aber es gilt die gleiche Kritik, nur noch schärfer, da so viele Quellenbereiche, die die Ethnologie benutzt, fehlen. Wir sahen das schon bei der Bestimmung der Funktion von Gegenständen der materiellen Kultur, es trifft noch stärker zu im Bereich des Kultischen; schließlich fehlen völlig die Mythen und andere Formen mündlicher Überlieferung, die auf ältere Kulturzustände, etwa auch vorausgegangene Kulturmischungen schließen lassen könnten. Dabei hätte die Herausarbeitung vorgeschichtlicher

Kulturkreise von größter Bedeutung auch für die Ethnologie sein können, da ihr Nachweis ja chronologisch fixierte „Basiskombinationen“ hätte liefern können.

Die in Europa aufgestellten „Kulturkreise“, etwa der sogenannte „donauländische“, zu dem die von uns als Beispiel herangezogene Linearbandkeramik (LBK) gehören sollte, zeigen zu deutlich die Mängel des Systems; zeigen sie um so deutlicher, als am mageren Quellenmaterial die „Basiskombination“ eigentlich auf ein Minimum zusammenschrumpft. Nimmt man einmal alle diesem vorher „bandkeramisch“ genannten Kulturkreis zugewiesenen Kulturen genau vor, so bleibt eigentlich nichts als Basiskombination übrig, als daß alle diese Kulturen von Menschengemeinschaften getragen wurden, die Ackerbau und Viehzucht trieben und eine technisch ziemlich fortgeschrittene Keramik besaßen, die mit Bandmustern verziert sind. Sie liegen längs der Donau aufgereiht, gehen von der unteren Donau aber in die ganze Ukraine (Tripolje-Kultur), von der oberen Donau bis zur Nord- und Ostsee.

Betrachtet man die Bandverzierung der Keramik, dann lassen sich die Gruppen Tripolje (Ukraine, Galizien), Cucuteni (Rumänien östlich der Karpaten) und Erösd (Siebenbürgen) mit ihrer Maltechnik enger zusammenfassen, unter Einbeziehung der Gesamtelementkombination geradezu als eine Kultur mit lokalen Varianten erklären. Die ungarische Theiß-Lengyel-Kultur ist in Formen und Verzierung deutlich abhebbar, obwohl auch bei ihr eine Bemalung, aber pastos, und ein Teil der Motive (Mäander) bekannt sind. Die vorausgehende Körös-Kultur kennt Bandmuster überhaupt nicht, ebensowenig die Frühform der Lengyel-Kultur. Die mit diesen wohl gleichzeitige Linearbandkeramik hat wieder entfernt vergleichbare Motive (Spirale, Mäander und deren Derivate, Winkelband), aber mit Ritzlinie und Stich völlig andere Ziertechnik, übrigens auch ganz andere Formen der Keramik, also des Verzierungsträgers. Immerhin besteht zwischen den bemalten Ostgruppen und älterer LBK noch der Vergleichspunkt, daß bei beiden das Muster wie ein aufgeklebtes, aus einem Stück mit unendlichem Rapportmuster bedruckten Stoffes ausgeschnittenes Teil wirkt. Die LBK nimmt ganz Mitteleuropa ein. In Ostmitteleuropa kommt hinzu die Stichbandkeramik, deren Verzierungstechnik (flacher Stich), Motive (Bandsysteme aus horizontalen, vertikalen und diagonalen Stichreihen) und Anordnung (Einhängen des Gefäßes in ein Netz gespannter Bänder — weder Spirale noch Mäander, noch Winkelband) völlig von der der anderen Gruppen abweicht. Im Westen wurde die sogenannte Rössener Kultur mit einbezogen, deren aus tiefem Formstich gebildete Teppichmuster der Verzierung der (aus diesem Kreis ausgeschlossenen!) norddeutschen Trichterbecherkultur oder der (ebenfalls ausgeschlossenen!) südfranzösischen Abdruckkeramik ebenso nahe, wenn nicht näher, stehen wie der Verzierung der genannten Kulturen.

In Grab- und Siedlungsform, im Steingerät und im Schmuck, in Wirtschaft und Organisation gibt es zwischen den aufgezählten Kulturen ebensoviel Trennendes wie Verbindendes. Die positiven Vergleiche reichen gerade aus zu erkennen, daß der Kontakt zwischen ihnen enger war als der zwischen etwa Cucuteni und der Trichterbecherkultur. Da aber die Unterschiede zwischen Cucuteni und Rössen mindestens ebenso groß sind, muß man dann fragen, warum Rössen noch mit aufgenommen wurde, die Trichterbecherkultur aber nicht. Erkennen wir die Ähnlichkeiten als das Ergebnis von Kontakten von Gruppe zu Gruppe, dann ergibt sich eine Kette von Kulturen, die eben erst dort endet, wo keine benachbarte Kultur mehr gegeben ist, an der Nordsee. Und man kann den „donauländischen Kreis“ auflösen und innerhalb aller mitteleuropäischen jungsteinzeitlichen Kulturen dann die Kulturelemente isolieren, deren Herkunft auf die längs der Donau aufgereihten Kulturen zurückgeht, und solche, die entweder einheimisch entwickelt sind oder auf andere Wege, von Süden etwa oder Südwesten, verweisen. Mehr kann heute vom „donauländischen Kulturkreis“ nicht gerettet werden.

Selbst ein so wichtiges Merkmal wie „Weibliches Idol“ gilt nur für einen Teil der Kulturen, gewiß nicht für die Rössener Kultur. Und auch mit seiner Ausbreitung braucht ja nur die Wirkung einer bestimmten Kultform belegt zu sein, die für eine gewisse Dauer eine Reihe von Kulturen einbezog und sie dann wieder entließ. Für eine kulturhistorische Darstellung wäre diese Deutung eher ein Gewinn gegenüber der Vorstellung der Zugehörigkeit zu einem Kulturkreis, der doch eine engere Bindung impliziert.

Es bliebe uns noch die Frage gestellt, ob alle Kulturen Mitteleuropas, die zeitweise diese Kultform annehmen, in der ein „weibliches Idol“ vorkommt, damit zugleich auch sich in dem Maße als Teil einer größeren Einheit empfanden, daß sich das auch auf anderen Sektoren der Kultur auswirkte und sich von uns nachzeichnen ließe; oder ob man trotz Übernahme des Kultes im übrigen an Bindungen in anderer Richtung festhielt. Uns scheint, daß die Konzeption jungsteinzeitlicher Kulturkreise (andere hat man merkwürdigerweise nicht aufgestellt!) heute nicht mehr haltbar ist, und zwar aus dem Grunde, weil die Fülle der Möglichkeiten des Kulturwandels eine generalisierende Theorie eigentlich gar nicht zuläßt, sondern eine Deutung des Individualfalles notwendig macht. Dabei können aus dem historisch überschaubaren Erfahrungsbereich „Geschehens-typen“ erarbeitet und in Analogie in die Argumentation eingebaut werden. Man kann dann für Kulturähnlichkeit oder -verschiedenheit, für Kulturkonstanz oder -wandel jeweils mehrere Möglichkeiten überprüfen und die dem Einzelfall best entsprechende wählen; man ist nicht mehr gezwungen, das Vorkommen einer bestimmten Elementkombination mit ursprünglicher Zugehörigkeit oder nachträglicher Einbeziehung in einen Kulturkreis zu erklären. Diese Einseitigkeit der Ausdeutung wäre nur zulässig, wenn es zu beweisen gelänge, daß bestimmte Kulturelemente nur übertragbar wären unter gleichzeitiger Aufhebung aller älteren Bindungen des Übernehmenden. Das ist aber wohl kaum möglich, und so müssen wir auch viel mehr Abstufungen zulassen, als die Kulturkreislehre offenläßt.

Siedlungsarchäologische Methode

Ähnlich wie bei der Kulturkreislehre richtet sich heute der methodische Haupteinwand bei der sogenannten „siedlungsarchäologischen Methode“ gegen die Einseitigkeit der Argumentauswahl und damit der Deutung. Wenn G. Kossinna von dem Satz ausging: *„Festumrissene Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit Völkern“*, *„Kulturgebiete gleich Stammesgebiete“*, dann sah er zwar das gleiche, wie wenn wir definieren, daß ein als Kultur erklärbarer Formenkreis nur zustande gekommen sein kann durch die traditionsbildende Kraft einer Menschengemeinschaft. Der Unterschied liegt nur darin, daß in unserer Formulierung über die Größenordnung der Gemeinschaft nur so viel ausgesagt ist, daß sie größer als die einer Einzelsiedlung sein muß; denn diese Aussage war ja in unserer Definition des „Formenkreises“ enthalten. Wenn daher E. Wahle⁴ seine Auseinandersetzung mit diesem Fragenkomplex als *„Ethnische Deutung prähistorischer Kulturprovinzen“* bezeichnete, ist das Problem schon deutlicher gefaßt, heißt es doch: *„Unter welchen Umständen kann eine ‚Kulturprovinz‘ einem Ethnos gleichgesetzt werden?“* Auch E. Wahle geht dabei aber weniger auf das Problem der Größenordnung ein, obwohl es schon mit G. Kossinnas definierendem Begriff *„fest umrissen“* und mit dem von E. Wahle beibehaltenen Begriff *„Kulturprovinz“* angeschnitten wurde. Welche abgrenzbare Kultur dürfen wir denn mit welcher Form von Menschengemeinschaft gleichsetzen, heißt jetzt die Frage.

Ich wies oben auf die Unterschiedlichkeit von Formenkreisen und Kulturen in ver-

⁴ E. Wahle, Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen, in: Sitzungsber. d. Heidelberger Akad. d. Wissensch., Phil. Hist. Klasse 1940/41, 2. Abhandlung (Heidelberg 1941).

schiedenen vorgeschichtlichen Epochen hin (s. o. S. 224 ff.). Die Kultur des Magdaleniens wäre schon aufgrund ihrer *a posteriori* aus den Quellen gewonnenen wissenschaftlichen Begründung heraus etwas ganz anderes als etwa die Kultur der jungsteinzeitlichen Linearbandkeramik (LBK) oder etwa die westliche „Hallstattkultur“. Die räumliche und zeitliche Ausdehnung der drei genannten Erscheinungen macht allein das schon evident: Magdalениum: größte Teile West- und Mitteleuropas; Dauer 5—10000 Jahre; LBK: Mitteleuropa, Dauer 1000—1500 Jahre; Westhallstattkultur: Süddeutschland, Schweiz, Ostfrankreich, Dauer: knapp 300 Jahre. Zur räumlichen und zeitlichen Abgrenzung dienten im ersten Falle einige Knochen- und Steingerätformen sowie gewisse Kunstäußerungen; im zweiten Falle ein sehr vollständiges Kulturinventar, das im dritten Falle noch durch zahlreiche Beobachtungen über die Sozialstruktur und Ausbildung von Machtbereichen (also echt politische Merkmale) bereichert werden kann. Das letzte der drei Beispiele wäre also dasjenige, das sich am besten (wenn nicht als einziges!) zur Diskussion „ethnischer Deutung“ eignete, wenn man, wie G. Kossinna, unter „Volk“ oder „Stamm“ die historisch-politisch wirksame Einheit zugleich mitverstehen will. Will man — im ethnologischen Sinne — zunächst nur die kulturelle Einheit erfassen, bei der politische Einheit gegeben sein kann, aber nicht sein muß, wäre wohl auch das zweite Beispiel verwendbar.

Die Hallstattkultur (s. o. S. 230 f.) erwächst auf der kulturellen Basis der Urnenfelderkultur, nimmt aber nicht deren volles Verbreitungsgebiet ein. Sie läßt sich in eine Reihe lokaler Gruppen aufgliedern, deren östliche wieder einen Zusammenschluß zur „Osthallstattkultur“ zulassen, während die westlichen als „Westhallstattkultur“ erscheinen. Nach G. Kossinna müßte man jetzt die Gesamthallstattkultur als von einem „Volk“ getragen ansehen, „Osthallstattkultur“ und „Westhallstattkultur“ wären zwei in sich enger verbindbaren „Stammesverbänden“ gleichzusetzen, jede Lokalgruppe einem „Stamm“. Wendet man das gleiche Prinzip auf die vorausgehende Urnenfelderkultur an, müßte sie als Ganzes einem „Volk“ entsprechen, das in viele „Stämme“ zerfalle. Alle die Teile der Urnenfelderkultur, die den Entwicklungsschritt zur Hallstattkultur nicht mitmachten, müßten dann „Stämmen“ entsprechen, die sich vom alten Volk gelöst hätten. Woher aber soll man Kriterien nehmen, um zu sagen, ob ein Stamm, der in der Kulturtradition der Urnenfelderkultur verharret, im völkischen Sinne aus dem Verband ausscheidet oder nicht? Soll man es davon abhängig machen, was vorher in dem betreffenden Gebiet für eine Kultur vorhanden war, soll man also allein die Substratwirkung gelten lassen? Oder soll man etwa im Falle der Hallstattkultur daran denken, daß diese sich nur in dem Bereich bildete, wo man die neue Wirtschaftsorganisation und Sozialordnung auf der Basis der Eisengewinnung und eines steigenden Außenhandels entwickelte? In dem Falle wäre die Grenze der „Hallstattkultur“, trotz guter Formengesellschaften und guter Formenkreisdefinition, ursprünglich keine Volkstumsgrenze, sondern die Grenze der Wirksamkeit eines historischen Prozesses innerhalb eines größeren Volkstums- und Kulturraumes. Ähnlich liegt der Fall, wenn wir etwa die Wirkung des mediterranen hochkulturellen Einflusses in der jüngeren Hallstattkultur (Ha D) verfolgen. Er erfaßt ein wiederum reduziertes Gebiet, so daß gewisse Teile des Kulturgebietes von Ha C die Entwicklung zu Ha D nicht mitzumachen scheinen. Stellen sie deshalb ein anderes Volkstum dar? Aber können wir überhaupt sicher sein, daß sie nur deshalb anders erscheinen, weil die Einflußsphäre sie nicht erreichte? Kann nicht vielmehr auch bei ihnen die ältere (Substrat-) Tradition durchschlagen oder der Einfluß eines Konkurrenzkreises stärker werden? So ideal das Beispiel „Hallstattkultur“ schien, so deutlich wird doch hier schon eines: An der Deutung der „Grenze“ scheitert schon der Anspruch auf Allgemeingültigkeit des Kossinna-Lehrsatzes.

Eine Grenze kann Volksgrenze sein, aber wir müssen Argumente beibringen, um zu beweisen, was sie wirklich ist, da eben die Möglichkeit der Nachwirkung älterer Kräfte

genauso in Rechnung gestellt werden muß wie die nur begrenzte Wirkung von Außen-
einflüssen. Beide Kräfte können aber auf die Dauer auch die Wirkung haben, Teile der
Kultur und der sie tragenden Menschengemeinschaft abzuspalten, gleichsam Separation
aufgrund bewußter oder unbewußter Zurückwendung zu älterer Tradition oder —
entgegengesetzt — aufgrund größerer Bereitschaft, Neues anzunehmen. Aber von wann
an ist die so feststellbare Separation gleichbedeutend mit völkischer Separation?

Hier wird deutlich, wie sehr das Problem durch die Unsicherheit des Begriffes „Volk“
(auch Ethnos) erschwert wird. Was ist Volk? Kultureinheit im Sinne unserer Definition
als Traditionsgemeinschaft? Oder Spracheinheit, wobei Sprache hier einmal von der
übrigen Kultur getrennt wird, da sie erfahrungsgemäß nicht den gleichen Übertragungs-
vorgängen wie andere Kulturelemente zu unterliegen braucht? Oder politische Einheit?
Im Sprachgebrauch des durch national ausgerichtetes Denken ausgezeichneten letzten
Jahrhunderts haben sich die drei Begriffe als (scheinbar) synonym durchgesetzt. Nur so
ist bei dem Indogermanisten *Kossinna* die Erstellung seines Lehrsatzes und der siedlungs-
archäologischen Methode verständlich. Ein Volk ist für ihn eine durch allgemeine Kultur-
tradition, durch Sprache und durch Zusammengehörigkeitsgefühl (wichtiger dort als
Zusammengehörigkeitsbewußtsein) gekennzeichnete Menschengemeinschaft, die daher
auch als solche handelt und an ihren Kennzeichen in Raum und Zeit verfolgbar sein muß.
Eine Durchsicht des historisch Bekannten hätte schon *Kossinna* zeigen können, daß das
Zusammentreffen der drei Erscheinungen „Volk“ zwar vorkommen kann, daß es aber
nicht unabdingbar ist. Innerhalb von Sprachgebieten kann es ganz unterschiedliche Kul-
turformen geben, die — speziell in der materiellen Kultur — etwa von der spezifischen
Wirtschaft bedingt sein können oder von Clan-Bestimmungen oder von zwei oder
mehreren Kultformen. Politische Einheiten können aus Teilen ganz verschiedener Sprach-
und Kulturgemeinschaften entstehen. Zwar wird immer ein stärkerer oder schwächerer
Angleichungsprozeß stattfinden, so daß etwa in einem Sprachgebiet durch die gemein-
same Sprache ein engerer Kontakt zwischen Trägern verschiedener Kulte bewirkt
werden kann und sich auch sonst kulturell niederschlägt als in verschiedenen Sprachge-
bieten. Und ein genügend langer politischer Zusammenschluß wird auch aus Teilen ver-
schiedener Traditionsgemeinschaften und Sprachen ein neues Ganzes machen können.
Aber das schließt die ursprüngliche Verschiedenheit der Begriffe des Volks als politischer,
sprachlicher oder kultureller Einheit nicht aus und zwingt zu differenzierterer Unter-
suchung des Einzelfalles. Jedenfalls macht dieser Sachverhalt die Aufstellung des Satzes
von *Kossinna* unzulässig, zumal bei der Lückenhaftigkeit prähistorischer Kulturbilder,
die — und das wiegt am schwersten — ja gerade die Verbindung mit der Sprache kaum
einmal gestatten.

Zu den Schwierigkeiten, eine Kultur überhaupt als die Hinterlassenschaft eines Ethnos
zu verstehen, kommt dann die besondere der Zuweisung an ein historisch bekanntes
Volkstum. Versuche in dieser Richtung waren bisher samt und sonders unbefriedigend.
Bleiben wir beim Beispiel der Hallstattkultur: Kulturgruppen Oberitaliens und des
Südostalpenraumes, die zum Osthallstattkreis gezählt werden (Krain, Kärnten) oder
ihm kulturell sehr nahe stehen (Este), stellen die unmittelbaren Vorläufer von solchen
dar, als deren Träger Menschen veneto-illyrischer Sprache mit guten Gründen in An-
spruch genommen werden. Wir wären also gezwungen — bei Annahme von Kultur-
gleich Spracheinheit — die Träger der Osthallstattkultur auch sprachlich zusammenzu-
fassen und als Illyrer anzusehen. Die Westhallstattkultur der Stufe Ha D ist durch
griechisch-etruskische, sehr qualitätvolle und zahlreiche Importstücke in das 6. Jh. v. Chr.
datiert. In diese Zeit fällt die Lokalisierung der „*keltike*“ und damit doch des Wohn-
gebietes keltisch sprechender Menschen durch die griechischen Autoren in den Raum
„nächst den Alpen“, „rhoneaufwärts“ „jenseits des Ligurerlandes“, also am ehesten nord-
westlich der Alpen, eben in das Verbreitungsgebiet des griechisch-etruskischen Imports.

Die Träger der Westhallstattkultur sollten also Kelten gewesen sein. Zwischen der Osthallstattkultur und der Westhallstattkultur bestehen nun aber kulturelle Ähnlichkeiten, die enger sind als jene zu allem, was außerhalb der Gesamthallstattkultur liegt. Hätten wir die historischen Nachrichten nicht, hätten wir mit *Kossinna* schließen müssen, daß Ähnlichkeiten von einer Qualität und Quantität, die zur Verleihung einer gemeinsamen Kulturbezeichnung führten, auch ein gemeinsames Volkstum und eine gemeinsame Sprache bedeuteten. Jetzt müssen wir sagen, daß in diesem Gebiet trotz der kulturellen Ähnlichkeit zwei verschiedene Sprachen gesprochen wurden. Und im Falle des Grenzgebietes zwischen Ost- und Westhallstattkultur (Bayern) müssen wir z. B. sogar offenlassen, welche von beiden gesprochen wurde, da die dortige Gruppe der Hallstattkultur in mancher Hinsicht mit Osthallstatt, in anderer mit Westhallstatt enger verbunden werden kann.

Und wie steht es mit jenen Lokalgruppen am Nord- und Westrand der Westhallstattgruppe, die in der Urnenfelderkultur (im 12.—8. Jh.) so eng mit diesem Kulturraum verbunden waren, dann aber die Entwicklung zur Hallstattkultur nicht mitmachten? Darf man annehmen, daß man auch in der Zeit der Urnenfelderkultur im Westen schon keltisch, im Osten illyrisch gesprochen habe? Dann wäre auch die Kulturähnlichkeit der Urnenfelderkultur nicht mit einer Spracheinheit parallelisierbar. Wenn aber z. B. die Träger der Urnenfelderkultur in der Pfalz oder in Hunsrück und Eifel und am Mittelrhein, die nicht Träger einer Hallstattkultur des 7. und 6. Jh. wurden, sondern eben Träger einer Urnenfelderkultur blieben, bei Annahme der Gleichsetzung Kultureinheit = Spracheinheit nicht zur *keltike* gehören können, also auch nicht keltisch gesprochen haben können (weil sie außerhalb des Gebietes der Hallstattkultur blieben und dieses bei genannter Annahme ja allein *keltike* sein kann), wie erklärt es sich dann, daß in diesen — nach der wiederholt genannten Annahme — also nicht keltischen Gebieten im 5. Jh. jene Kunst aufkommt, die man als keltische bezeichnen durfte, da sie in den am stärksten konservativen keltischen Sprachgebieten auch am längsten gepflegt wurde und noch in der irischen Buchmalerei des Frühmittelalters faßbar ist? Entweder wurde dieses Gebiet dann eben erst im 5. Jh. keltisiert oder aber es war vor oder gleichzeitig mit der engeren *keltike* bereits keltisch. In beiden Fällen trifft die Formel Kulturgebiet = Sprachgebiet = Politisches Gebiet nicht zu.

Mit dieser Absage an die „siedlungsarchäologische Methode“ ist nicht der Resignation das Wort geredet, nun überhaupt auf derartige Versuche zu verzichten. Es sei nur wieder die Einseitigkeit und die Generalisierung angegriffen. Denn diese entwerten das Ganze. Daher sind Ansätze wie die im Buche von *Hachmann-Kossack-Kuhn*⁵ gegebenen lebhaft zu begrüßen, auch wenn die Kritik am Einzelnen ansetzen kann. Allein die Fragestellung, die aus dem „Entweder-Oder“ herausführt und vielfältige Möglichkeiten zuläßt, ist ein Fortschritt.

Das Problem der „ethnischen Deutung“ hat aber auch noch andere Aspekte, die wieder in der Quelleneigentümlichkeit der Urgeschichte liegen. Wir hatten hervorgehoben, daß nur Zustandsbilder gezeichnet werden könnten und nur aus der Verschiedenheit von Zustand zu Zustand auf ein Geschehen geschlossen werden könne. Darin ist enthalten, daß Erscheinungen eines unbekannt langen Zeitraumes, in dem der Zustand vorbereitet wird und besteht, zu einem Bild zusammengefaßt werden, das wie eine Momentaufnahme wirkt. Im Grunde besteht jedoch das Bild aus vielen aufeinander projizierten Momentaufnahmen, die aber so unmerklich verschieden sind, daß die Konturen zwar unscharf werden, aber nicht verwischt werden. Erst wo Kulturwandel einsetzt, kann die Unschärfe einen Grad erreichen, daß Konturen kaum noch sicher zu erkennen sind. Hier

⁵ R. Hachmann, G. Kossack, H. Kuhn, Völker zwischen Germanen und Kelten (Neumünster 1962).

hilft dann nur, die Zahl der Zustandsbilder möglichst zu erhöhen, die Zeitabstände zwischen Bild und Bild zu verkürzen.

Aber selbst mit diesem verfeinerten Vorgehen wird immer nur das gleiche erfaßt, der Erfolg der Handlung, das Geschehene, nicht das Geschehen. Daher deuteten wir das zeichenbare Zustandsbild einer Kultur als Ergebnis einer Tradition. Jede Tradition muß aber einmal anfangen. Und das Problem des Anfangs von Kulturen, etwa nach einem Kulturbruch, ist kaum lösbar. Beim Kulturwandel sahen wir die alte Tradition auslaufen und daneben etwas Neues langsam aufkommen, am deutlichsten etwa in der Horizontalstratigraphie von Gräberfeldern. Beim Kulturbruch aber ist das Neue plötzlich da; man sieht jedoch nicht, woher es kam, selbst wenn es in schon bestehende Kulturen eindringt (s. o. S. 229 Polepy). Man muß also als möglich, ja eigentlich als notwendig „Inkubationszeiten“ erschließen, in denen sich — archäologisch nicht erfassbar — Entwicklungen vorbereiten, die dann scheinbar schlagartig mit „fertigen Kulturen“ auf den Plan treten. Der Kulturbruch ist dann nicht durch äußere Kräfte ausgelöst, sondern durch solche, die innerhalb der Kultur oder räumlich dicht neben oder zwischen ihr wirksam werden, ohne archäologisch vorher erkennbar zu sein. (Die Gründe dafür können verschiedene sein: Zu geringe oder unscheinbare eigene Kulturleistungen, so daß sie auf lange Zeit unerkannt und unerkennbar bleiben; materielle Kultur, die aus wirtschaftlichen, sozialen oder kultischen Gründen fast nur organische Stoffe verwenden kann [Holz, Leder]; zu geringe Sesshaftigkeit, daher geringer archäologischer Niederschlag u. a. m.)

Der gleiche Sachverhalt, daß man nämlich ein Ergebnis einigermaßen erfassen kann, nicht aber, wie es zu diesem Ergebnis kam, muß auch bei der ethnischen Deutung berücksichtigt werden. Archäologisch faßbar wird nur die Traditionsgemeinschaft und auch sie nur, wo sie Zeit gehabt hat, einen archäologisch ausreichenden Niederschlag zu hinterlassen. Große, auch volkreiche Wanderungen und Eroberungszüge brauchen archäologisch nicht greifbar zu sein, wenn sie etwa von „ad hoc“ zusammengestellten Einheiten unternommen wurden, die unterschiedlichen Traditionsgemeinschaften angehörten. Dies gilt besonders, wenn sie von der Beute lebten und wenn der Zug nicht zu einer Konsolidierung führte.

Man kann dieses Forschungsproblem verdeutlichen, indem man einmal für einen Augenblick vergißt, was man von einer Ereignisfolge aufgrund historischer schriftlicher Überlieferung weiß. Hätten wir keine historische Überlieferung und klammerten wir zunächst auch die Verwertung numismatischer und epigraphischer Funde bis auf die Tatsache ihrer Auffindung aus, könnten wir die Ereignisse um die Mitte des 3. Jh. nach Chr. in Mitteleuropa zunächst nur so erfassen: Eine starke und lange Grenzbefestigung wird zerstört, Städte werden zerstört, die beim Neuaufbau hinter einer zurückgenommenen Linie mit Befestigungen versehen werden; die Gebiete zwischen der älteren Grenzbefestigung und der zurückgenommenen Linie zeigen die gleiche ältere Phase einer hohen Kultur wie hinter den Linien, nicht mehr aber die jüngere Entwicklung wie hinter der rückwärtigen Linie. Versteckfunde von Geld, das nur der älteren Kulturphase angehört, finden sich von der Grenzbefestigung bis zur Loire. Was wüßten wir? Wir wüßten, eine hohe Kultur hat dort einen Schlag erlitten, der mit Geländeverlust verbunden war. Aus der geographischen Situation könnten wir die Angriffsrichtung Nord und Nordost erschließen, wir könnten uns auch ein Bild der dort lebenden gleichzeitigen Kulturen machen und dann deren Träger, die vermutlichen Angreifer, in dem verlassenen Grenzgebiet der hohen Kultur suchen. Das Ergebnis wäre gering: Die positiven archäologischen Zeugnisse der Angreifer sind verschwindend selten und bleiben es, bis auf einmal im 5. Jh. mit der „Reihengräberzivilisation“ der archäologisch faßbare Niederschlag einer neuen Kultur auftritt. Aus der „Inkubationszeit“ bis dahin wüßten

Methoden der Urgeschichtswissenschaft

wir wenig. Sie erschiene uns allenfalls als eine nicht recht ausfüllbare Lücke, in der man sogar an einen dünn oder gar nicht besiedelten Gebietstreifen im Vorfeld der zurückgedrängten hohen Kultur denken könnte.

Grenzen der Urgeschichtswissenschaft

Wir haben immer wieder Zwischenresümées gegeben, so daß sich eine Zusammenfassung erübrigt. Nur auf einiges sei noch hingewiesen. Unsere Darstellung hat sich auf die rein urgeschichtswissenschaftlichen Methoden beschränkt und eine Darstellung der meist naturwissenschaftlichen Hilfsverfahren unterlassen. Diese liefern aber, das muß dankbar erwähnt werden, einen sehr großen und sehr wichtigen Teil der Fakten, die die Grundlage unserer kulturhistorischen Erwägungen sind: So z. B. den Nachweis von Anbaupflanzen oder Wildfrüchten, von Haus- und Jagdtieren, die die Wirtschafts- oder wenigstens Ernährungsgrundlage abgaben (Paläobotanik, Haustierzooologie), die Rekonstruktion des veränderlichen Landschaftsbildes und des Klimas als recht wirksamer Umweltfaktoren (Pollenanalyse, Bodenkunde, Geologie) oder Kenntnis der verarbeiteten Rohstoffe (Petrographie, Metallurgie, Spektralanalyse u. a. m.), vor allem aber absolute Chronologie (Warwenzählung, Dendrochronologie, C 14-Datierung). Wenn sie auch die Grundlagen für viele kulturhistorischen Schlüsse liefern, so können sie doch vom Prähistoriker selbst nicht angewandt werden, sondern bedürfen des Spezialisten. Wir sind auch nicht auf den Fragenkomplex der Gewinnung einer absoluten Chronologie mit nicht naturwissenschaftlichen Mitteln eingegangen, da er nur die Übertragung von Daten aus frühhistorischen Kulturen (etwa Ägypten) in gleichzeitige „prähistorische“ umfaßt und daher nicht im eigentlichen die Urgeschichte als Ganzes betrifft; denn für die Datierung von Quellen (Funden), die älter als die ägyptische oder mesopotamische historische Zeit sind, gibt es nur die naturwissenschaftlichen Hilfsmittel.

Die Darstellung hat sich also ganz auf die Methoden beschränkt, mit denen kulturhistorische Aussagen gewonnen werden können. Wesentlich scheint dabei als Ergebnis, daß nie das Geschehen selbst erfaßt wurde; ja man konnte nicht einmal das Geschehene direkt erfassen, sondern erst indirekt an seinen Spuren, die es hinterlassen hatte; Spuren verschiedenster Art, die nur das gemeinsam haben, daß sie ein bestehendes Kulturbild und seine Änderungen verraten.

Am zuletzt vorgeführten Beispiel sahen wir zudem, daß es oft nur negative Spuren sind, daß positive ganz oder fast ganz und auf lange Zeit ausbleiben können. Das betraf im Beispiel das Verhältnis von Alemannen zu Römern, da bei diesen wenigstens der Zerstörungshorizont als Ergebnis der Aktion jener feststellbar war, während von den Alemannen selbst so gut wie nichts archäologisch ergriffen werden konnte. Der Akteur blieb unbekannt. Und ihn dann in der Reihengräberzivilisation wieder zu erkennen, ist kaum möglich. Jedenfalls bedürfte es wohl sehr differenzierter Untersuchungen, um eine Tradition von Teilen der Reihengräberzivilisation bis zu den Kulturen des 3. Jh. zurückzuverfolgen. Viel deutlicher scheinen die Verbindungen, die von der Reihengräberzivilisation Süddeutschlands zu jener auf französischem Boden führen, wo man die Entstehung dieser neuen „Kultur“ verfolgen zu können glaubt. Sie würden wir, hätten wir nicht die schriftlichen Nachrichten, also von Westen her ableiten und möglicherweise mit einer Bevölkerungsverschiebung verbinden, da wir die Kontinuität im eigenen Bereich nicht beweisen könnten.

All das zwingt nur dazu, mit der Deutung nicht voreilig zu sein. Das eine überschaubare Musterbeispiel für die Interpretation eines Kulturbruchs gibt gute Analogiemöglichkeiten für die Urgeschichte. Es verlohnte, andere ähnliche zu erforschen. Der Kulturbruch, bei dem man früher unbeschwert Eroberer hin und her marschieren ließ,

erweist sich somit als die besonders schwierig zu interpretierende Situation, während beim Kulturwandel ja zunächst mit größerer Wahrscheinlichkeit eine Bevölkerungskontinuität unterstellt werden kann — die, das sei noch einmal betont, auch beim Kulturbruch immer gegeben sein kann — und aus der mehrfach beschriebenen Konfrontierung der wechselnden Zustandsbilder die Reaktionen im Bereich aller kulturellen Sektoren auf die verschiedenartigsten Angebote untersucht werden können. Hier scheint in der Erforschung etwa der Substratwirkung oder des Gegeneinanderwirkens von progressiven und retardierenden Kräften noch am meisten Aussicht auf Erfolg zu bestehen.

Vielleicht wird es der Urgeschichtswissenschaft auf lange Sicht gelingen, die urgeschichtlichen Abschnitte der Menschheitsgeschichte so weit aufzuhellen, daß die großen Strömungen nachgezeichnet werden können, daß eine Kette von Veränderungen sichtbar wird, bei der wohl auch Ursache und Wirkung — in groben Umrissen — zutage kommen sollte. Die Darstellung des einmaligen, so nicht wiederholbaren, individuellen Geschehens mit seinen nicht vertauschbaren Personen und Massen wird wohl nicht möglich werden. Damit wären die Quellen überfordert. Denn sie liefern uns Aussagen nicht über die Handlungen der einzelnen Individuen und Gesellschaften mit und gegeneinander oder über individuellen Charakter von Personen oder Gruppen. Sie ermöglichen Aussagen nur an den beiden Extremen: Entweder ganz generelle, anonyme Aussagen über die Menschheit und ihre Gruppen oder — ebenfalls anonym — Aussagen über das Individuum in seinem gleichsam intimen Bereich. Wir können herausarbeiten, daß etwa eine Kultur mit dem Wissenschaftsnamen „Urnenfelderkultur“ eine ganz Europa erfassende Wirkung ausübte, daß sie zahllose Menschengruppen und damit Individuen in ihren Bann schlug; dabei können wir bis heute nicht mit Sicherheit sagen, wo diese Wirkung ihren Ausgang nahm, noch woraus sie ihre Wirkungskraft bezog, noch auch wie ihr Wirkungsmechanismus war; wir kennen nicht die Akteure, noch auch das Wesen der Aktion. Andererseits kennen wir intime Einzelheiten der anonymen Individuen vorgeschichtlicher Kulturen, unter denen sich einige bevorzugte gar als Akteure der gedachten Handlungen vermuten lassen. Wir wissen, was sie schön fanden, an was für Traditionen sie sich gebunden fühlten, aber oft kennen wir auch ganz persönliche, eben intime Züge. Wir wissen z. B., daß viele der in dem Steingrab von Calden in Hessen bestatteten Toten an Zahnkaries litten, wir können sagen, was ein in einem jütischen Moor versenkter, vielleicht rituell Getöteter als letzte Mahlzeit zu sich nahm, und — tröstlicher — daß eine freundliche Hand dem bronzezeitlichen Mädchen von Egtved einen Feldblumenstrauß in den Baumsarg legte.

Nachweis der Abbildungen

Abb. 1: *R. Hachmann*, Die frühe Bronzezeit im westlichen Ostseegebiet. Beiheft 6 zum Atlas der Urgeschichte (1957) Taf. 63, 3. — Abb. 2: *G. Schwantes*, Vorgeschichte Schleswig-Holsteins, in: *V. Pauls, O. Scheel*, Geschichte Schleswig-Holsteins 1 (1936) 122 Abb. 123 (Kernbeil), 164 Abb. 170 (spitznackiges Steinbeil), 165 Abb. 172 (dünnackiges Beil), 206 Abb. 261 (dicknackiges Beil). — Abb. 3: *H. Müller-Karpe*, Beiträge zur Chronologie der Urnenfelderzeit nördlich und südlich der Alpen, in: *Röm.Germ. Forschungen* 22 (1959) Taf. 173 A 2 (Lappenbeil), A 1 (Tüllenbeil mit plast. Lappen), Taf. 143 A 5 (Tüllenbeil mit Lappenornament), Taf. 136, 5 (Tüllenbeil). — Abb. 4a: *J. Maluquer de Motes*, El yacimiento hallstático de Cortes de Navarra, Estudio crítico II (1958) Corte de la Sección I. — Abb. 4b: *K. M. Kenyon*, Jericho and its Setting in Near Eastern History, in: *Antiquity* 30 (1956) 189 Abb. 1. — Abb. 5: *W. Buttler, W. Haberery*, Die bandkeramische Ansiedlung bei Köln-Lindenthal, in: *Röm.Germ. Forschungen* 11 (1936) Taf. 27. — Abb. 6: *H. Müller-Karpe*, Das Urnenfeld von Kelheim, Materialhefte zur Bayer. Vorgeschichte 1 (1952) 15 Karte 12. — Abb. 7: *H. Müller-Karpe*, Münchener Urnenfelder (1957) 11 Abb. 2. — Abb. 8: *E. Sangmeister*, Der Hegau in Jungsteinzeit und Frühbronzezeit, in: *Hegau* (1965) 27 Abb. 1.